

1,30 DM / Band 28
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Insel der Seelenlosen

Belgien F 24 / Frankr. F 3,30 / Italien L 600 / Luxemb. F 22 / Holland f 1,60 / Schweden kr 3,75 i.m. / Spanien P 60



Insel der Seelenlosen

John Sinclair Nr. 28

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 16.01.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Insel der Seelenlosen

Seelen bedeuten für Dämonen Leben. Doch sie sind knapp und schwer zu erringen.

Ein Waliser Kaufmann witterte das ganz große Geschäft. Er verkaufte Seelen an die Bösen. Ein Team von Hexen und Dämonen half ihm bei seinem widerwärtigen Treiben.

Zu Beginn unserer Ermittlungen schien es uns unmöglich, dem Seelenhändler Einhalt zu gebieten. Doch wir kamen dem geldgierigen Händler auf die Spur, als er ein Dutzend Opfer verschleppte. Zur Insel der Seelenlosen.

Sie stand auf der kleinen Bühne des bekannten Londoner Nightclubs »Hazelnut« und sang Lieder von den Beatles. Ihr Haar war pechschwarz und floß in lockeren Wellen auf ihre wohl gerundeten Schultern. Sie hatte üppige Brüste und eine aufregend schmale Taille.

Ein Mädchen, das eine kaum zu überbietende Sinnlichkeit ausstrahlte. Es hatte einen Schmelz in der ausgebildeten Stimme, der jedem Mann unter die Haut ging.

Es war siebzehn Uhr. Der Nachtklub hatte noch geschlossen.

Am Klavier saß ein hagerer Mann mit Sorgenfalten auf der Stirn. Mit gelenkigen Fingern hämmerte er auf die Tasten. Neben ihm stand Paul Lindsay, der Chef des Clubs, ein kompakter Mann mit finsterer Miene. Er lachte selten, und wenn es mal passierte, dann kam es ihm gewiß nicht von Herzen.

Lindsay trug einen schwarzen Smoking.

Das Mädchen auf der Bühne war mit Jeans und Pulli bekleidet. Sie war hier, um Lindsay vorzusingen, und wenn sie gut bei ihm ankommen sollte, rechnete sie mit einem Engagement.

Das wäre ein großer Erfolg für sie gewesen, ins Rampenlicht der Öffentlichkeit zu treten. Ihr Traum war, in diesem Prominententreff fürs Fernsehen oder den Film entdeckt zu werden.

»Wie ist ihr Name?« fragte Lindsay den Klavierspieler.

»Jill…«

»Ja, Jill. Das weiß ich. Und wie noch? Ich kann ihren Nachnamen so schlecht behalten.«

»Grabowski«, sagte der Klavierspieler, ohne aufzuhören, die weißen und schwarzen Tasten zu bearbeiten.

»Ach ja, Grabowski.« Paul Lindsay rümpfte die Nase. »Ein Zungenbrecher.« Er fing hinterhältig zu grinsen an. »Was meinst du, Charly, ist sie nicht ein wunderschönes. Mädchen?«

»O ja, Sir, das ist sie.«

»Sollte man sie nicht…«

Shaeffer erschrak. Beinahe hätte er sich vergriffen. Er blickte Lindsay mit kummervollen Augen an. »O nein, Sir. Nicht dieses Mädchen. Tun Sie ihr nichts. Sie ist noch so jung, so zart wie eine frische Knospe. Es wäre ein Verbrechen an der Schönheit…«

Paul Lindsay machte eine unwillige Handbewegung, »Papperlapapp. Was soll das dämliche Gerede? Gerade weil sie so jung und schön ist, werde ich sie… Hör zu spielen auf!« Die letzten Worte klangen scharf.

Shaeffer hielt mitten im Takt inne. Er schaute auf seine Finger. Sie zitterten. Was Paul Lindsay plante, ging ihm auf die Nerven. Wenn er doch nur etwas für dieses Mädchen hätte tun können.

Aber Lindsay war der Chef. Und wer sich gegen ihn stellte, der hatte mit schlimmen Repressalien zu rechnen.

Jill Grabowski unterbrach ihren Gesang. Sie schaute von der kleinen

Bühne herunter. Ihre salzwassergrünen Augen suchten Paul Lindsay.

Der Besitzer des »Hazelnut« applaudierte. »Ausgezeichnet, Miss Grambo… Garwow… äh, Jill. Ich muß gestehen, daß hier bei mir schon lange kein so viel versprechendes Talent vorgesungen hat.«

Jills Augen leuchteten vor Glück.

Armes, armes Mädchen, dachte Charly Shaeffer. Er seufzte unglücklich. Diese Dinge gingen ihm immer gewaltig an die Nieren.

»Ist das wirklich wahr, Mr. Lindsay?« fragte Jill begeistert.

»Aber natürlich. Wenn ich es sage«, gab Lindsay zurück. »Kommen Sie von der Bühne herunter. Sie haben Ihre Sache großartig gemacht. Ich bin sehr beeindruckt.«

»Vielen Dank, Mr. Lindsay. Ein Urteil aus so berufenem Munde freut mich ganz besonders.« Jill Grabowski sprang von der Bühne. Sie eilte zwischen den Tischen auf den Nightclubbesitzer zu.

»Sie können was, das ist unbestritten«, sagte Paul Lindsay.

Jill strahlte.

»Wer hat Sie ausgebildet?« wollte Lindsay wissen.

»Sibyll Malone.«

»Die alte Schreckschraube?« Lindsay lachte schnarrend.

Jill Grabowski fiel in sein Gelächter ein. »Sie ist zwar nicht mehr taufrisch, aber sie kann mit Schülern hervorragend umgehen.«

»Und sie kann ihren Schülern etwas beibringen«, betonte Lindsay. Er legte Jill seine Hand auf die Schulter.

Charly Shaeffer schloß den Klavierdeckel und drehte sich um. Er konnte nicht zusehen, hatte Mitleid mit dem schönen Mädchen.

»Ich schlage vor, wir begeben uns jetzt in mein Büro. Da können wir dann ungestört über Ihr erstes Engagement plaudern«, sagte Lindsay.

Jill stieß einen Freudenschrei aus und rief: »Oh, Mr. Lindsay, dafür könnte ich Ihnen vor lauter Glück einen dicken Kuß geben.«

Lindsay grinste. »Nur zu. Legen Sie sich keinen Zwang an.«

Jill küßte ihn. Er blickte über ihre Schulter nach Shaeffer. Seine Augen waren in diesem Moment erschreckend hart, aber davon merkte Jill Grabowski nichts. »Kommen Sie«, sagte Lindsay. Er legte dem Mädchen seinen Arm um die Mitte und führte sie an der Bühne vorbei auf eine Tür zu.

Charly Shaeffer schaute ihnen mit einem Blick nach, als würde ihm in diesem Augenblick das Herz brechen.

»Natürlich müßten wir für Sie einen Künstlernamen finden«, sagte Paul Lindsay auf dem Weg zu seinem Büro. »Gronnowki – oder wie Sie heißen, das kann keiner behalten. Woher kommt dieser furchtbare Name eigentlich?«

»Meine Großeltern lebten in Polen, in Warschau«, antwortete Jill lächelnd.

»Wie wär’s mit Jill Moreno?«

Das Mädchen nickte schmunzelnd. »Einverstanden, Mr. Lindsay.«
»Das hat Klang. Das geht ins Ohr.«
»Ganz wie Sie meinen, Mr. Lindsay«, sagte Jill.
Er stieß die Tür für sie auf und ließ sie eintreten. Charly Shaeffer brach der Schweiß aus. Er hätte Jill gern beigestanden, brachte aber nicht den Mut dafür auf. Sein Herz klopfte heftiger und schneller wegen der Aufregung.
Er fuhr sich mit einer nervösen Handbewegung über die Augen. Warum hatte Jill nur hierher kommen müssen? Warum hatte sie ihr Glück nicht anderswo versucht? Warum ausgerechnet hier? Bei Lindsay!
Shaeffer bekam Magenkrämpfe, als sich die Tür hinter Lindsay und dem Mädchen schloß. Der Klavierspieler begab sich zum Tresen und nahm sich einen Bourbon. Er trank so gierig, als wäre er am Verdursten, und seine Schweißdrüsen produzierten immer neue Perlen, die sich glänzend auf seiner blassen Stirn zeigten…
Jill betrat das solide eingerichtete Büro des Nightclubbesitzers. Es roch nach Holz und Leder in diesem Raum. Das Mädchen merkte nicht, wie Paul Lindsay vorsichtig den Schlüssel im schloß herumdrehte und abzog.
Sie war voller Vertrauen.
»Es war eine gute Idee, zu mir zu kommen«, sagte Paul Lindsay hinter dem Mädchen. Seine Stimme kratzte plötzlich. Ihr Klang irritierte Jill so sehr, daß sie sich verwundert umwandte.
Was sie im nächsten Moment zu sehen bekam, versetzte ihr einen Schock.

***

Lindsay war kein Mensch mehr. Er hatte sich so schlagartig verwandelt, daß Jill es nicht mitbekam. Graues, borstiges Haar wuchs aus seinem verformten Schädel. Er hatte glutrote Augen, die in tiefen, schwarzen Höhlen lagen, und eine lange, zylindrische Schnauze mit harten Lippen, die eine Reihe von scharfen Zähnen entblößten.
Seine Arme waren lang geworden und schleiften auf dem Boden. Schwarze Krallen verlängerten die klauenartigen Finger. Er stieß abscheuliche Laute aus. Seine Haltung war drohend.
Das Madchen befand sich in großer Gefahr.
Lindsay – oder das, was aus ihm geworden war – hob die Arme. Er schlurfte auf das verstörte Mädchen zu. Seine Hände wollten sie packen. Jill stieß einen krächzenden Schrei aus.
Sie wirbelte herum, als die Lähmung von ihr abfiel, und jagte durch den Raum. Sie verschanzte sich hinter dem klobigen Schreibtisch. »Mr. Lindsay!« keuchte sie verdattert. »Großer Gott, Mr. Lindsay…!«
Die Bestie lachte gemein. »Da staunst du, was?« röhrte das

Ungeheuer.
»Um Himmels willen…«
Lindsays Arme schossen auf Jill zu. Das Mädchen sprang zurück. Die Krallen verfehlten sie nur um Haaresbreite. Jill hatte den Eindruck, in einen schrecklichen Alptraum geraten zu sein.
Sie befürchtete, daß ihre Knie weich werden würden. Sie hatte Angst, vor lauter Schreck die Besinnung zu verlieren. Mit fiebernden Augen suchte sie einen Fluchtweg.
Es gab keinen.
Der Raum war fensterlos. Der einzige Weg nach draußen führte durch die Tür, doch dieser Weg war durch das schreckliche Scheusal versperrt.
Jill ergriff die Schreibtischlampe. »Kommen Sie keinen Schritt näher!« stieß sie heiser hervor. »Wenn Sie mir nicht vom Leib bleiben, dann, dann…«
»Was ist dann?« fragte der Dämon höhnisch.
»Dann erschlage ich Sie!« rief Jill spitz aus.
Das Monster ließ es darauf ankommen. Jill schlug in ihrer panischen Furcht mit aller Kraft zu. Die Schreibtischlampe ging zu Bruch. Der gläserne Schirm zerplatzte. Unzählige Glasscherben bedeckten den Boden.
Jill fühlte sich von den kraftvollen Armen brutal gepackt und um den Tisch herumgerissen. Sie flog förmlich auf das Ungeheuer zu. Lindsay stieß ein triumphierendes Geheul aus.
Jills Schrei vermengte sich mit diesem lang gezogenen Laut.
Das Mädchen prallte hart gegen die breite Brust des Unheimlichen, und dann passierte das, wovor sie so schreckliche Angst gehabt hatte: sie verlor das Bewußtsein.

***

Der Mann, der vor mir stand, hieß Jerry Panther – ein außergewöhnlicher Name für einen außergewöhnlichen Menschen. Panther war Journalist. Auf vielen Gebieten erstaunlich beschlagen, klug und rührig. Seine Leitartikel hatten schon im Unterhaus für Unruhen gesorgt, er hatte sogar schon zwei Politikern den Ast abgesägt, auf dem sie gesessen hatten.
Jerry Panther war ein großer Bursche mit gutmütigen, intelligenten Augen. Sein Haar war blond und links gescheitelt. Er trug einen Cordanzug im Mao-Look, stand immer noch auf dem Fußabstreifer und wartete darauf, daß ich ihn hereinbat. »Jerry«, sagte ich und lächelte den Zeitungsmann freundlich an. »Was führt Sie zu mir?«
Panthers Miene verdüsterte sich, als hätte er vor kurzem erfahren, daß eine zweite Sintflut geplant war.
»Ich muß Sie dringend sprechen, John.«

Auf meine einladende Geste trat er ein. Ich begab mich mit ihm in den Livingroom. Sein Schritt war federnd. Er wirkte kräftig und vital.

Mein Freund Bill Conolly hatte ihn mir auf einer Party vorgestellt. Seither waren wir einander einige Male mehr über den Weg gelaufen, und es hatte sich stets die Gelegenheit für ein kleines Gespräch ergeben.

Wenn ich mich recht erinnere, bot ich Jerry Panther mal an: »Sollten Sie einmal Hilfe brauchen – Sie wissen, wo ich zu Hause bin.«

Von diesem Angebot schien Jerry Panther heute Gebrauch machen zu wollen. »Einen Drink?« fragte ich.

»Ja, gern.«

»Was soll's sein?«

»Egal. Ich trinke alles – außer Petroleum.«

Ich wies auf die Klubgarnitur. Er ließ sich ächzend in einen der Sessel fallen und schlug die Beine übereinander. Jerry gefiel mir nicht.

Ich kannte ihn als ausgeglichenen Mann, den nichts aus der Fassung bringen konnte. Es mußte etwas Schlimmes passiert sein, mit dem er allein nicht fertig werden konnte.

Und wenn ein Typ wie er mit etwas nicht mehr fertig wurde, dann mußte die Sache schon verdammt übel sein. Ich goß aus diesem Grund gleich mehr Whisky als üblich ein und nahm mir dasselbe Quantum.

Ich reichte ihm das Whiskyglas.

»Wo drückt Sie der Schuh, Jerry. Schießen Sie los.«

Er trank zuerst.

Dann bemerkte er gepreßt: »John, Sie kennen Jill?«

Ich nickte. »Nimmt sie immer noch Gesangsunterricht?«

»Nein. Sie ist damit fertig…« Jerry Panther nahm das Glas in die linke Hand und fuhr sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand in den Hemdkragen. Ihm schien schrecklich heiß zu sein. »John, ich weiß, daß das kein Fall für Sie ist. Ihr Aufgabenbereich ist ein ganz anderer, aber…« Er nahm einen Schluck. »Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll…« Schluck. »Es ist mir ein persönliches Anliegen…« Schluck. »Kurz und gut: Jill ist verschwunden, und ich möchte Sie bitten, daß Sie der Sache nachgehen. Mir ist ganz klar, daß ich Sie nicht wie einen Privatdetektiv anheuern kann. Eigentlich dürften Sie nur aktiv werden, wenn der Fall auf dem Dienstweg an Sie herangetragen würde… Aber dieser Fall würde niemals auf Ihrem Schreibtisch landen, weil keine Geister und Dämonen im Spiel sind… Dennoch wäre mir sehr daran gelegen, wenn Sie sich darum kümmern würden. Sie wissen, was ich für Jill empfinde. Seit sie… Seit sie verschwunden ist, bin ich am Boden zerstört. Ich kann nicht mehr denken, ich kann nicht mehr arbeiten. Ich mache mir nur noch Sorgen um das Mädchen.«

Jetzt war sein Glas leer.

Ich fragte ihn, ob er noch einen Whisky haben wollte. Er schüttelte nervös den Kopf und stellte das Glas auf den Couchtisch.

»Ich bin ein guter Freund von Bill. Sie sind ebenfalls Bills Freund, John, und vielleicht darf ich Sie bald auch zu meinen Freunden zählen«, sagte Jerry Panther heiser. »Und um dieser Freundschaft willen flehe ich Sie an, mir in meiner Not beizustehen.« Er preßte die Handballen gegen seine Schläfen und verzog das Gesicht. »Manchmal glaube ich, der Kummer sprengt mir den Schädel.«

»Erzählen Sie mir genau, was passiert ist, Jerry«, verlangte ich.

Panther zuckte mit den Achseln. »Mein Gott, wenn ich das bloß wüßte. Ich habe keinen blassen Schimmer. Ich weiß lediglich, daß Jill nicht mehr da ist. Sie ist von der Bildfläche verschwunden. Spurlos. Vor vier Tagen habe ich sie zum letztenmal gesehen, da war sie bei mir in der Redaktion.«

»Und danach?« fragte ich.

»Wie bitte?«

»Was machte Jill danach?«

»Sie wollte ins ›Hazelnut‹ gehen. Das ist ein nobler Nightclub in der…«

»Ich kenne das Lokal«, fiel ich meinem Besucher ins Wort.

»Jill hatte einen Termin mit dem Besitzer des Clubs, Paul Lindsay heißt der Mann. Jill wollte ihm vorsingen. Sie hoffte auf ein Engagement. Ich war insgeheim dagegen, aber da ich nicht das Recht hatte, mich Jills beginnender Karriere in den Weg zu stellen behielt ich meine zahlreichen Einwände für mich. Ich hätte vermutlich bei jedem Lokal etwas auszusetzen gehabt.«

»Waren Sie bei Lindsay?« wollte ich wissen.

»Ja.«

»Und?«

»Der Mann gefällt mir nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Ich weiß nicht. Ich hatte auf Anhieb eine Antipathie gegen ihn.«

»So etwas gibt's«, sagte ich.

»Lindsay behauptete, Jill habe ihn versetzt.« Jerry Panther schüttelte den Kopf. »Das kann ich mir nicht gut vorstellen. Jill war ganz versessen, dem Mann vorzusingen.«

»Vielleicht ist ihr auf dem Weg zu ihm etwas zugestoßen.«

Jerry Panther seufzte geplagt. »Ja. Vielleicht.« Er blickte mich voll an. »Ihre Kollegen – verzeihen Sie mir den Vorwurf, John – reißen sich in diesem Fall nicht gerade ein Bein aus.«

»Für sie ist es ein Routinefall«, sagte ich. Ich versprach, ein bißchen Dampf hinter die Sache zu machen.

Er dankte es mir mit bewegten Worten. Von diesem Moment an

kümmerte ich mich – was ansonsten nicht zu meinen Gepflogenheiten gehört – um einen ganz gewöhnlichen Kriminalfall…

Aber das sollte sich sehr bald ändern!

***

Ich war nicht zum erstenmal im »Hazelnut«, deshalb fand ich mich auch sofort wieder zurecht. Mir war bekannt, daß der Barkeeper Jimmy hieß, und daß der Name des Klavierspielers Charly Shaeffer war.

Ich wußte, daß Charly einem großen Scotch niemals abgeneigt war, ließ von Jimmy zwei Gläser füllen und stelzte damit zu Charly hinüber, der vom Saxophonisten Al Flaherty und vom Schlagzeuger Milt Aherne unterstützt wurde. Charly klimperte mit geschlossenen Augen. Er sah schlecht aus. Sein Gesicht war von Furchen und Falten übersät. Vielleicht litt er stellvertretend für die ganze Welt. Ich stellte sein Glas vor ihn aufs Klavier.

Er hatte eine ausgezeichnete Nase. Sobald er den Scotch roch, machte er die Augen auf. Ich hatte den Eindruck, er würde erschrecken, als er mich erblickte.

»Oh, Geisterjäger Sinclair«, sagte er mit belegter Stimme, und er vergriff sich beim Spielen, was bei ihm höchst selten vorkam.

»Ich trinke nicht gern allein, Charly, deshalb habe ich dir einen Drink spendiert«, sagte ich.

Der Klavierspieler nickte unruhig. »Vielen Dank, Mr. Scotland Yard. Lange nicht hier gewesen.«

»Viel zu tun«, gab ich zurück.

»Auswärts?«

»Auch«, meinte ich und nippte an meinem Drink. Daraufhin griff auch er nach dem Glas. Er spielte mit einer Hand weiter.

»Was führt Sie hierher?«

»Ich suche ein Mädchen«, antwortete ich. »Ihr Name ist Jill Grabowski.«

Charly Shaeffer versuchte, eine unbeteiligte Miene aufzusetzen. Es gelang ihm nicht.

»So?« sagte er obenhin, als würde ihn das überhaupt nicht interessieren.

»Jill ist die Freundin eines Freundes von mir«, erklärte ich die Zusammenhänge.

»Aha«, brummte Charly Shaeffer teilnahmslos.

»Sie wollte Lindsay vorsingen.«

Charly nickte. »Ja. Ich glaube, der Chef erwähnte so etwas. Ihr Freund, der Journalist, der war schon hier und hat sich nach ihr erkundigt.«

»Und?«

Charly hob die Schultern. »Ich bin hier nur der Klavierspieler, Oberinspektor. Meine Aufgabe ist es, die Leute mit Musik zu unterhalten. Für mehr werde ich nicht bezahlt.«

»Heißt das, du willst nicht mit mir über Jill Grabowski sprechen?«

»Ich weiß nichts von dem Mädchen.«

»Wieso schwitzt du so, Charly?«

»Ist verdammt heiß heute. Die idiotische Klimaanlage spielt mal wieder verrückt.«

»Ich fühle mich wohl«, sagte ich lauernd. Irgendetwas stimmte hier nicht. Charly wollte mich abwimmeln. Warum nur? Was war hier faul?

Ich wollte den Kerl mit einigen weiteren Fragen auseinander nehmen, da tauchte Paul Lindsay plötzlich neben mir auf. »Guten Abend, Oberinspektor Sinclair. Was für eine seltene Ehre, Sie hier begrüßen zu dürfen.«

Ich wußte, daß er es nicht so meinte, wie er es sagte. Seine Augen straften ihn Lügen. Er konnte mich nicht riechen.

»Ich habe Charly gerade etwas gefragt«, sagte ich mit einem neutralen Lächeln. Lindsay warf dem Klavierspieler einen Röntgenblick zu.

»So?« fragte er gepreßt. »Was denn?«

»Es geht um Jill Grabowski…«

Lindsays Brauen zogen sich zusammen. »Das Mädchen mit dem unaussprechlichen Familiennamen.«

»Ich habe damit keine Schwierigkeiten«, gab ich zurück.

»Was ist mit ihr?«

»Sie ist verschwunden. Ich suche sie.«

Lindsay bedachte mich mit einem unwilligen Blick. »Bei mir?« fragte er. Es klang ärgerlich.

»Irgendwo muß ich damit schließlich anfangen.«

»Dann sind Sie also dienstlich im ›Hazelnut‹!« Das klang bereits feindselig. »Dazu möchte ich Ihnen folgendes sagen, Sinclair: Als Privatmann sind Sie mir hier jederzeit willkommen, als Polizeibeamter hingegen schätze ich Ihre Anwesenheit nicht besonders. Polizei ist schlecht fürs Geschäft, verstehen Sie? Meine Gäste könnten das in die falsche Kehle bekommen.«

Ich lächelte frostig. »Das täte mir leid, Mr. Lindsay.«

»Ein paar von Ihren Kollegen waren bereits hier. Sie führten sich auf wie die Elefanten im Porzellanladen. Und nun kreuzen Sie auf, und scheinen das Spiel Ihrer Kollegen fortsetzen zu wollen.«

»Ganz und gar nicht«, widersprach ich dem Nachtlokalbesitzer. Er reizte mich mit seiner forschen, aggressiven Art.

»Hören Sie, ich habe Ihren Kollegen alles gesagt, was ich zu sagen hatte. Ich habe es Jerry Panther gegenüber wiederholt, und ich sage es

jetzt noch einmal – und ich hoffe, daß das dann reichen wird: Jill Grawamski…«

»Grabowski!« korrigierte ich ihn.

»Ist ja egal«, sagte er abwinkend. »Dieses Mädchen hat sich telefonisch bei mir angemeldet, ist hier aber nicht eingetroffen. Sie können mir glauben, daß ich eine Stinkwut auf sie hatte, schließlich habe ich meine Zeit nicht gestohlen. Ich war bereit, sie mir anzuhören, und ich hätte ihr eine Chance gegeben, wenn mir ihre Stimme gefallen hätte. Einer muß jungen Talenten schließlich hin und wieder eine Chance geben. Aber die Kleine hat mich versetzt. Sie hat auch nicht wieder angerufen. Erschien einfach nicht – und damit basta. Mehr habe ich zu dieser Sache nicht zu sagen. Ich denke, das müßte jetzt eigentlich reichen.«

Das war ein verborgener Hinauswurf. Ich habe gute Ohren für so etwas.

Mit einem nichts sagenden Lächeln verabschiedete ich mich von Lindsay und Shaeffer.

Aber damit waren sie mich noch lange nicht für immer los. Wenn es nötig sein sollte, würde ich wiederkommen.

***

Tags darauf saß ich in meinem Büro und kaute an meinem Kugelschreiber. Glenda Perkins, meine Sekretärin, stellte ein Gespräch durch. Am anderen Ende der Leitung war Bill Conolly.

Sheila, seine reizende Frau, hatte erst kürzlich ein Baby bekommen, dem die Conollys aus Sympathie zu mir den Namen John gegeben hatten. Ich erkundigte mich nach dem Befinden des kleinen Wurms. Bill berichtete, dem Kleinen ginge es prächtig.

»Kein Wunder bei solchen Eltern«, sagte ich schmunzelnd.

Wir sprachen kurz darauf über Jerry Panther und dessen Mädchen, und ich erzählte Bill, was ich bereits unternommen hatte. Vor mir lag die Akte, die meine Kollegen über Jill Grabowski angelegt hatten.

Ich hatte sie mir kommen lassen. Sie war dünn.

Bill bat mich, am Ball zu bleiben. Genau das hatte ich vor.

Nachdem ich den Hörer wieder auf die Gabel gelegt hatte, schlug der Apparat erneut an. Glenda verband mich mit dem Vorzimmer des Chefs. Die Sekretärin von Superintendent Powell teilte mir mit, daß der Chef mich zu sehen wünsche. Ich machte mich unverzüglich auf den Weg. Powell wartete nicht gern.

Der leicht übergewichtige Sechziger schluckte gerade eine von seinen Magenpillen mit viel Sprudelwasser, als ich eintrat. Er rückte sich die Brille mit den dicken Gläsern zurecht.

Eine Geste, die ich immer dann bei ihm beobachten konnte, wenn ihm etwas gegen den Strich ging.

»Guten Morgen, Chef.«

»Guten Morgen, John.« Seine Summe klang bärbeißig. Das war nicht immer der Fall, deshalb hob ich irritiert eine Braue. Er bat mich, Platz zu nehmen.

»Was liegt an?« erkundigte ich mich. Ich konnte mir nicht vorstellen, was Powell so sehr gesäuert hatte.

»Man hat mir gesagt, daß Sie einer Sache nachgehen, die nicht in Ihren Kompetenzbereich fällt, John.« Das war eine handfeste Anklage.

»Das ist richtig, Chef«, sagte ich ernst. »Ich suche ein Mädchen namens Jill Grabowski. Eine Bekannte von mir…«

»Sie gehören einer Abteilung an, die mit solchen Dingen nichts zu tun hat, John.«

»Ja, Sir, ich weiß, daß meine Abteilung geschaffen wurde, damit da eingehakt wird, wo offensichtlich Geister und Dämonen ihre Finger im Spiel haben.«

»Warum überlassen Sie diese Arbeit nicht Ihren Kollegen?« fragte der Superintendent hart.

»Sir, Jerry Panther, der Freund von Jill Grabowski, war bei mir und hat mich gebeten…«

»Sie sind kein Privatdetektiv.«

»Dessen bin ich mir ebenfalls vollkommen bewußt, Chef«, sagte ich halblaut. »Aber wenn mich ein Freund um Hilfe bittet, dann bekommt er sie auch.«

»Sie haben sich für jene Fälle freizuhalten, mit denen Ihre Kollegen nicht fertig werden!« stellte Powell klar. »Aus diesem Grund wurde Ihre Abteilung schließlich ins Leben gerufen. Was ist zum Beispiel mit dem Spuk vom Regent’s Park?«

Wir hatten einen Anruf erhalten, in diesem Park würde es spuken. Suko und ich waren drei Nächte da gewesen. Es passierte nichts.

»Negativ, Sir«, sagte ich einsilbig.

»Und die Sache mit dem Geisterseher in der Cornhill Street?«

»Der Mann war ein gewöhnlicher Schwindler…«

»Und das Telegramm aus Frankfurt, mit dem Sie von Interpol angefordert wurden, um einem Monster auf die Spur zu kommen, das an der Cote d’Azur sein Unwesen treibt?«

»Da kam am Tag meiner Abreise ein Anruf von Professor Zamorra. Er teilte mir mit, daß er das Monster erledigt habe. Mein Aufenthalt an der Cote d’Azur war somit nicht mehr erforderlich.«

Superintendent Powell brachte noch mehr aufs Tapet, doch es gelang mir, alle seine Einwände zu entkräften. Dennoch blieb er dabei, daß die Suche nach dem verschwundenen Mädchen nicht meine Sache sei. Ich widersprach ihm nicht weiter, aber ich war nicht gewillt, den Fall meinen Kollegen zu überlassen und mich nicht weiter darum zu kümmern, schließlich war ich Bill Conolly und Jerry Panther im Wort.

Wenn John Sinclair sein Wort gab, dann kann man sich darauf verlassen, daß er es auch hält.

***

Abend.

Auf dem Tisch stand eine dicke Kerze. Sie war heiß, und ich konnte sie mit einer Hand nicht umfassen. Mir gegenüber saß die hübscheste Privatdetektivin der Welt: Jane Collins. In ihren ausdrucksstarken Augen tanzte die Kerzenflamme und zauberte wunderschöne Reflexe in die Pupillen.

Wir hatten soeben hervorragend gespeist, und ich zündete mir nun eine Zigarette an. »Du siehst abgespannt aus, John«, sagte Jane teilnahmsvoll. »Oder hattest du irgendwelchen Ärger?«

Ich erzählte ihr, was sich im Büro von Superintendent Powell abgespielt hatte. Der Kellner, ein aufmerksamer dienstbarer Geist, reagierte auf mein Handzeichen. Ich bestellte zwei Kognaks.

»Powell hat heute vermutlich seinen schlechten Tag«, meinte Jane.

»Scheint so«, pflichtete ich bei.

»Du solltest dich nicht über ihn ärgern. Im Grunde genommen meint er es nur gut mit dir. Er möchte nicht daß du dich verzettelst. Du sollst dich den Fällen widmen, die in dein Ressort fallen.«

Ich nickte. »So kann man es auch sehen.« Die Drinks kamen, Jane Collins hob ihren Schwenker, in dem die goldfarbene Flüssigkeit ölig schaukelte.

»Worauf wollen wir trinken?« fragte sie.

»Auf die Zeit zwischen den Fällen«, sagte ich schmunzelnd. Ein Schluck war mir vergönnt.

Ich wurde ans Telefon gerufen. Ich betrat die enge Kabine, in der man Platzangst bekommen konnte. Der Hörer hing an einem Aluminiumhaken.

»Hallo?«

»Oberinspektor Sinclair?«

»Am Apparat.«

»Liebe Güte, bin ich aufgeregt«, sagte ein Mann mit einer unangenehmen Fistelstimme. Ich hörte sie zum erstenmal, dessen war ich sicher.

»Was kann ich für Sie tun, Mister…?«

Er nannte seinen Namen nicht. »Sie sind doch der berühmte Geisterjäger. Ich habe etwas für Sie. Ich meine… äh… Ich habe eine Entdeckung gemacht, Sir. Etwas Schreckliches. Deshalb rief ich bei Ihnen zu Hause an, aber da hob niemand ab. Zufällig kenne ich ein paar von Ihren Stammlokalen. Ich bin froh, daß ich Sie gleich beim zweiten Versuch erreichen konnte…«

»Okay, jetzt haben Sie mich an der Strippe«, kürzte ich den

Redeschwall des Anrufers ab. »Sagen Sie mir, was für eine Entdeckung Sie gemacht haben.«

»Eine Leiche, Sir. Jawohl, ich habe eine Leiche gefunden.«

»Wo?« fragte ich hastig.

»Sie liegt hinter der Earl's Court Exhibition – auf einer Baustelle. Neben dem Kran.«

»Warum haben Sie das nicht der nächsten Polizeidienststelle gemeldet?«

»Weil es… Nun ja, weil das keine normale Leiche ist, Oberinspektor.«

»Was heißt das, keine normale Leiche?« fragte ich mit gesenkter Stimme.

Manche Leute haben eine dermaßen umständliche Art, sich auszudrücken, daß sie zehn Minuten und länger brauchen, um halbwegs zu umreißen, worum es geht, während ein anderer das mit einem einzigen Satz schaffen würde.

»Der Kerl… Also ich meine der Tote… Sir, der Mann liegt auf dem Rücken, und sein Herz brennt. Tatsache! Ich dachte zuerst, ich hätte sie nicht mehr alle beisammen, aber es stimmt, daran ist nicht zu rütteln. Aus der Brust des Mannes schlagen blaue und grüne Flammen. So etwas haben Sie noch nicht gesehen.«

Das war alles, was durch die Leitung kam.

Es klickte.

Aus.

»Hallo!« rief ich, doch vergebens. Der Gesprächspartner war nicht mehr dran. Ich fragte mich, was ich von dem Anruf halten sollte. Eine Leiche mit einem brennenden Herzen! Wollte mich da jemand auf den Arm nehmen? Ich verließ die Telefonzelle.

Als ich zu unserem Tisch zurückkehrte, war Jane Collins nicht mehr da. Ihr Kognakschwenker war noch voll. Aber ihre Handtasche war weg. Ich winkte den Kellner beunruhigt herbei.

»Wissen Sie, wo Miss Collins ist?«

»Miss Collins ist soeben weggegangen, Oberinspektor.«

»Weggegangen?« Ich war sprachlos. Was war Jane denn da in den Sinn gekommen? Das hatte sie noch nie getan. Wir hatten die Absicht gehabt, einen netten Abend zu verbringen. »Hat sie Ihnen nicht aufgetragen, mir etwas zu bestellen?« fragte ich den Kellner.

»Nein, Sir.«

»Hat sie das Lokal allein verlassen?«

»Nein, Sir. Sie war in Begleitung eines Mannes.«

In meinem Innern schlugen eine Menge Alarmglocken gleichzeitig an.

***

Ich war aus dem Lokal gerannt, hatte aber weder Jane noch ihren

Begleiter entdecken können. Mit grimmiger Miene kehrte ich in das Restaurant zurück.

Mir kam die ganze Geschichte reichlich mysteriös vor.

»Dieser Mann, mit dem Miss Collins wegging«, sagte ich zum Kellner, »wie sah der aus?«

Ich bekam eine vage Beschreibung, die auf jeden dritten Londoner paßte. »Wie lange war der Mann im Restaurant?« erkundigte ich mich weiter.

»Er kam herein, ging auf Miss Collins zu, sprach mit ihr ein paar Worte, worauf sie sich erhob und mit ihm ging«, sagte der Kellner.

Dieses Verhaltensmuster paßte nicht zu Jane. Was hatte ihr der Kerl gesagt?

»Wie hat Miss Collins ausgesehen, als sie ging?« wollte ich wissen. »War sie erregt?«

»Nein, Sir. Sie sah aus wie immer.«

Ich bildete mir ein, daß sie nicht freiwillig mit dem Unbekannten aus dem Lokal gegangen war. Möglicherweise hatte der Kerl sie hypnotisiert. Hatte der Anruf nur dazu gedient, um mich von Jane wegzulocken?

Hing Janes plötzliches Verschwinden mit dem Verschwinden von Jill Grabowski zusammen?

Eine Vielzahl von Fragen geisterten durch meinen Kopf. Ich verlangte hastig die Rechnung und verließ das Restaurant, das mich zu seinen Stammgästen zahlte. Ratlos setzte ich mich in meinen Bentley. Er ist der einzige Luxus, den ich mir leiste. Ich fuhr die Straße einmal hinauf und auf der anderen Seite hinunter. Ich umrundete den Block, in dem sich das Restaurant befand.

Keine Spur von Jane und dem Unbekannten.

Die Leiche mit dem brennenden Herzen fiel mir wieder ein. Ich fuhr auf dem kürzesten Weg zur Earl’s Court Exhibition. Dahinter gab es eine große Baustelle. Hier sollte ein großzügig angelegtes Modezentrum entstehen, doch davon war man noch meilenweit entfernt.

Es war noch nicht allzu viel auf der Baustelle geschehen.

Ich stoppte meinen Wagen auf der North End Road, überquerte die Fahrbahn und betrat die Baustelle. Der Boden war uneben und von den Lkw-Pneus zerwühlt.

Ich suchte den Kran. Das Ding stand in der Nacht wie das Skelett eines riesigen vorsintflutlichen Tieres. Ab und zu warf ich einen Blick über die Schulter. Stille umgab mich. Nur meine Schritte waren zu hören.

Je näher ich an den Kran herankam, desto fühlbarer wuchs meine Spannung. Ich spürte, wie sich meine Nerven spannten. Ich preßte die Kiefer fest aufeinander und ballte die Fäuste.

Eine Falle? Möglich war…

Ich bin schon zu lange im Geschäft, um noch Illusionen zu haben. Mein Blick für die Realität und eine gesunde Portion Mißtrauen hatten mir schon in zahlreichen ähnlichen Situationen das Leben gerettet.

Ich war auf der Hut, trotz der trügerischen Stille, die mir einen gläsernen Frieden vorgaukeln wollte.

Ich erreichte den Kran. Das Gestänge ruhte auf einem mächtigen Fahrwerk. Räder und Schienen waren verrostet. Dahinter entdeckte ich etwas. Einen Körper. Die Leiche vermutlich, von der mir jener unbekannte Anrufer berichtet hatte.

Ich sah einen milchigen Schein und eilte darauf zu. Auf dem Boden lag tatsächlich ein Toter. Er trug Jeans, sein Hemd war vor der Brust aufgerissen. Aus seinem Herzen – es war unglaublich, aber eine Tatsache – schlugen blaue und grüne Flammen.

Züngelnd tanzten sie auf dem leblosen Körper. Ich kniete neben dem Leichnam nieder. Der Mann hatte die Augen weit aufgerissen. Sein Gesicht war in namenlosem Grauen verzerrt.

Er müßte kurz vor seinem Tod etwas Schreckliches gesehen haben. Wer hatte ihn umgebracht? Und wie war es geschehen? Und wodurch wurde dieser Brand im Herzen des Toten hervorgerufen?

Ich richtete mich auf. Ich hatte plötzlich den Eindruck, nicht allein auf der Baustelle zu sein. Irgend etwas oder irgend jemand lauerte auf seine Chance. Ich wünschte mir meine Beretta herbei.

Da ich bloß mit Jane Collins essen gegangen war, hatte ich es nicht für nötig gehalten, den Ballermann mitzunehmen. Mit schmalen Augen versuchte ich, die Dunkelheit zu durchdringen.

Mir war, als ob die Person, die bereits einmal hier gemordet hatte, ganz in der Nähe sein würde. Doch ich konnte nichts und niemanden entdecken.

Der Mond verkroch sich hinter einer Wolke. Irgendwo kläffte ein Köter.

Plötzlich ließ mich ein feindseliges Fauchen herumfahren. Ich war perplex. Die Überraschung war ihm restlos gelungen. Vor mir stand der Tote aus dessen Herz immer noch jene zweifarbigen Flammen schlugen!

***

Also doch eine Falle.

Die Metamorphose setzte augenblicklich ein. Der Leichnam – ein gefährlicher Dämon, der es darauf anlegte, mich zu töten – verwandelte sich vor meinen Augen zur Hälfte in eine riesige schwarze Spinne. Seine dunklen Facettenaugen glotzten mich prüfend an.

Seine Freßwerkzeuge zuckten gierig. Die behaarten Spinnenarme

versuchten mich zu packen. Ich wich aus, stieß gegen das Gestänge des Krans, verlor das Gleichgewicht, konnte aber noch verhindern daß ich fiel.

Die Bestie griff mich zischend an. Ich tauchte unter ihren Spinnenarmen hindurch und rammte ihr meinen Kopf in den menschlichen Bauch. Das Scheusal torkelte zurück.

Ich setzte nach, versetzte dem Unhold einen kräftigen Stoß und stellte ihm gleichzeitig ein Bein. Er flog aufs Kreuz. Ich war sofort über ihm und trat nach seinem häßlichen Spinnenschädel.

Er biß zu. Die harten Freßwerkzeuge rissen den Absatz von meinem Schuh. Der Unhold verschlang das Leder mit entsetzlicher Gier. Mein Blick fiel auf eine handliche Eisenstange.

Während sich das Monster wieder aufrichtete, ergriff ich die Stange. Ich schlug damit auf meinen dämonischen Gegner ein.

Er torkelte.

Ich merkte, daß er unsicher wurde. Mit soviel Gegenwehr hatte er offenbar nicht gerechnet. Ich rief einen Bannspruch und zeichnete vor seinen widerlichen Augen ein Symbol der Kabbala in die Luft. Das schwächte ihn.

Er wankte vor mir zurück, doch so billig sollte er nicht davonkommen. Er mußte mir verraten, was das alles zu bedeuten hatte, und anschließend wollte ich versuchen, ihm den Garaus zu machen.

Es wäre falsch gewesen, mit diesem Wesen aus dem Schattenreich Mitleid zu haben. Diese Teufel verdienen kein Mitgefühl. Sie haben das Böse in ihren Adern, und sie verbreiten es überall, wo sie auftauchen, wie eine gefährliche Seuche.

Mit Formeln der Weißen Magie versuchte ich, den Kerl in die Knie zu zwingen. Er setzte sich immer schneller ab.

Ich folgte ihm. Mein silbernes Kreuz fiel mir ein. Ich trage es um den Hals. Blitzschnell öffnete ich mein Hemd. Als die halbe Spinne das geweihte Kruzifix erblickte, wirbelte sie herum und rannte wie von Furien gehetzt davon.

Ich wollte das Monster nicht entkommen lassen. Mit langen Sätzen keuchte ich hinter dem Unhold her. Ich holte ihn jedoch nicht ein. Im Gegenteil. Der Abstand zwischen ihm und mir vergrößerte sich.

Er mobilisierte Kräfte, mit denen ich nicht mithalten konnte. Verbissen blieb ich hinter ihm. Wir verließen die Baustelle. Der Kerl setzte sich in ein Winkelwerk von Gassen und Durchlässen ab.

Ich folgte ihm atemlos. Plötzlich Lärm, Gelächter, Musik – wie auf einem Jahrmarkt!

Es war ein Jahrmarkt.

Schießbuden. Scooter. Karussells. Dröhnende Motoren. Brüllende Lautsprecher. Ausrufer. Hits, grell gemischt, hämmerten und

peitschten aus den Musikboxen. Lichter, Lampions, Sirenengeheul. Jubel, Trubel, Heiterkeit. Menschenmassen. Vorwiegend Jugendliche. Eine erkleckliche Anzahl davon war betrunken.

Ich sah den Kerl auf eine Geisterbahn zulaufen. Er hatte inzwischen wieder menschliches Aussehen angenommen.

Er erreichte die Rückfront der Geisterbahn, riß eine kleine Tür auf und verschwand dahinter. Zum Glück war mir das nicht entgangen.

Ich strebte derselben Tür entgegen. Atemlos erreichte ich sie. Dann betrat ich die Horrorbahn. Eine undurchdringliche Schwärze umgab mich sofort.

Der Lärm der Hölle brandete mir entgegen. Boshaftes Gelächter, Geheul. Knurren und Grunzen. Nach wie vor hatte ich die Eisenstange, mit der ich den Dämon in die Flucht geschlagen hatte, in meiner Hand.

Ich stolperte über Schienen und Stufen.

Der Ausrufer plärrte draußen in sein Mikrophon: »Wer ist an einer handfesten Gänsehaut interessiert? Nur für starke Nerven! Bei uns kriegen Sie garantiert einen Schock fürs Leben!«

Etwas zischte durch die Dunkelheit. Instinktiv zog ich den Kopf ein. Tack. Ein Messer steckte knapp neben mir brummend im Holz. Ich federte zur Seite. Beinahe wäre ich über einen Sarg gefallen. Die Kiste stand mitten im Weg. Sie öffnete sich polternd.

Ein fluoreszierendes Skelett richtete sich mit grinsendem Totenschädel auf. Ich begriff sofort, daß dies kein alltäglicher mechanischer Spuk war. Der Dämon, hinter dem ich her war, hatte das Skelett aus dem Sarg geholt. Die Kraft des Bösen belebte den Knochenmann. Er griff mich mit knarrenden Gelenken an.

Sein Unterkiefer klapperte, als ich ihm mit der Eisenstange Einhalt gebot. Mit einem Tritt beförderte ich den Knochenmann in den Sarg zurück. Ich warf hastig den Deckel darauf und fixierte ihn mit einem rasch gesprochenen Bannspruch.

Das Skelett polterte wütend im Sarg, war aber nicht mehr in der Lage, herauszukommen und mich zu attackieren.

Doch schon zog der Dämon, den ich mir greifen wollte, die nächsten Register. Kreisend griff mich ein mächtiger Aasgeier an, dessen Augen bernsteinfarben funkelten. Sein großer Schnabel hackte nach meinen Augen, während seine Fänge mein Gesicht zerfleischen wollten.

Ich warf mich herum, stieß gegen die Wand, nahm das Silberkreuz ab und hieb damit beim zweiten Angriff nach dem Blutvogel. Der Aasfresser peitschte daraufhin entsetzt die Luft mit seinen gewaltigen Schwingen. Torkelnd wirbelte er durch die Finsternis, und ich hörte ihn gleich darauf hart zu Boden fallen.

Und dann sah ich den Kerl, dessen Herz gebrannt hatte, wieder.

Er stand neben der hoch gewachsenen Gestalt eines Folterknechtes,

der eine scharlachrote Kapuze trug.

Der Knecht setzte sich mit ungelenken Schritten in Bewegung. Er kam knurrend auf mich zu. Gluthelle Augen funkelten mich aus den Schlitzen der Kapuze an. Er hielt in seinen Händen ein schweres Richtschwert, das er jetzt hoch schwang und surrend auf mich herabsausen ließ.

Mit einem wilden Satz brachte ich mich vor dem blitzenden Schwert in Sicherheit. Es gelang mir, die ungedeckte Flanke des Folterknechtes zu erreichen.

Mein silbernes Kruzifix brannte ihm, als ich ihn damit berührte, eine tiefe Wunde in den Leib.

Er heulte und brüllte, drehte sich um die eigene Achse und schlug wie verrückt um sich. Ich kümmerte mich nicht weiter um ihn. Mein ganzes Augenmerk richtete sich auf den Burschen, der mich auf der Baustelle fertigzumachen versucht hatte. Er sah mich auf sich zukommen, und ergriff sofort wieder die Flucht.

Es gelang ihm, die Geisterbahn zu verlassen.

Ich war ihm zwar dicht auf den Fersen, aber er schaffte es dennoch, den Rummelplatz hinter sich zu lassen. Wieder vergrößerte sich sein Vorsprung. Wieder keuchte ich hinter ihm durch schmale, finstere Straßen her.

Einen Moment verlor ich ihn aus den Augen.

Dann auf einmal ein Schrei, der mir die Haare zu Berge stehen ließ.

Der Schrei eines Mädchens! Ausgestoßen in allergrößtem Schrecken!

Mir fuhr ein Eissplitter ins Herz.

***

Ich jagte um die Ecke. Mein Gesicht war vor Anstrengung verzerrt. Ein Mädchen wankte mir entgegen. Gut angezogen. An jedem Finger einen Ring. Sie war hübsch, doch leichenblaß unter der dezenten Schminke. Ihr nußbraunes Haar war kurz geschnitten. Ihre großen, kindlichen Augen waren starr auf mich gerichtet.

Sie drohte umzufallen, deshalb eilte ich ihr entgegen und fing sie auf, als ihre Knie nachgaben. Sie hing in meinen Armen, war unfähig, ein Wort zu sagen. Tränen stiegen ihr in die Augen. Ich spürte, daß sie am ganzen Leib zitterte.

»Ich… ich habe etwas Entsetzliches gesehen«, preßte sie mühsam hervor, nachdem sie ihre Stimme wieder gefunden hatte. »Einen Mann… Nein, eigentlich war es kein Mann… Ein Monster war es. Oh, es war so schrecklich. Ich dachte, meine letzte Sekunde hätte geschlagen. Ich kann es immer noch nicht glauben. Sir, ich habe ein Monster gesehen. Wirklich. Einen Kerl, halb Mensch, halb Spinne. Wie ist so etwas möglich? Wie kann so ein Wesen nachts durch diese friedlichen Straßen rennen? Als er mich sah, kam er auf mich zu.

Seine kalten Augen starrten mich mordlüstern an. Er wollte über mich herfallen. Es war schrecklich. Da… da… habe ich geschrieen – und diese grauenerregende Bestie löste sich vor meinen Augen in Luft auf. Sie müssen mir glauben, was ich sage, Sir. Ich bin nicht verrückt. Genauso hat es sich zugetragen.«

»Ich glaube Ihnen«, sagte ich.

Ich ließ das Mädchen langsam los. Sie kippte nicht um, blieb auf ihren eigenen Beinen stehen.

Es ärgerte mich, daß es dem Dämon gelungen war, sich in Luft aufzulösen. Jetzt würde ich wohl nie erfahren, aus welchem Grund die ganze Geschichte inszeniert worden war.

Hatte das Wesen aus den Dimensionen des Grauens etwa eine Extratour gegen mich geritten?

»Sie haben mir das Leben gerettet«, sagte das Mädchen mit bebender Stimme.

»Das ist ein bißchen übertrieben«, sagte ich bescheiden.

»Doch, doch. Wenn Sie nicht gekommen wären, hätte dieser Kerl mich glatt umgebracht. Ich weiß es. Mein Name ist Maeve Easton.«

»John Sinclair«, stellte ich mich vor.

Maeve blickte mich erstaunt an. »Ist es möglich, daß ich von Ihnen schon mal in der Zeitung gelesen habe?«

»Ja, das könnte sein«, erwiderte ich.

»Dann sind Sie Oberinspektor Sinclair von Scotland Yard?«

»Richtig.«

Maeve Easton sah mich mit riesigen Augen an. »Oberinspektor John Sinclair, der Geisterjäger!« faßte sie schnell hervorsprudelnd zusammen. Sie wies dorthin, wo ihr der Dämon begegnet war. »Sie waren hinter diesem entsetzlichen Kerl her, nicht wahr?«

Ich nickte. »So ist es.«

»Wer war das?«

»Das weiß ich auch nicht. Jemand rief mich an…« Ich erzählte dem Mädchen, wie sich die Sache zugetragen hatte, Maeve hörte mir mit halb offenem Mund zu. Sie kam aus dem Staunen nicht heraus. Ich fragte sie, was sie allein in dieser finsteren Ecke zu suchen hatte. Sie erklärte mir, sie wäre bei einer Freundin gewesen, habe sich nach dem Besuch noch ein bißchen die Füße vertreten wollen und sei deshalb zu Fuß nach Hause gegangen.

»Ich wohne gleich hier um die Ecke«, sagte Maeve. Angst schimmerte in ihren schönen Augen. »Ob dieser Kerl sich noch einmal zeigen wird?« fragte sie gepreßt.

»Das nehme ich nicht an.«

»Aber mit Sicherheit können Sie meine Frage nicht verneinen.«

»Dämonen sind hin und wieder äußerst unberechenbar.«

Maeve schluckte. »Sie machen mir nicht gerade Mut.«

»Möchten Sie, daß ich Sie nach Hause begleite?«

»Das wäre nett von Ihnen. Ich bin vollkommen durcheinander, seit ich diesem Burschen begegnet bin. Warum wollte er sich auf mich stürzen?«

»Vielleicht überkam ihn bei Ihrem Anblick ein Blutrausch.«

Maeve Easton fuhr sich an die bebenden Lippen. »Großer Gott.«

»Versuchen Sie, ihn zu vergessen. Sie werden ihn wahrscheinlich nie mehr wieder sehen. Ich glaube, er ist froh, daß er sich vor mir aus dem Staub machen konnte.« Ich ging mit ihr. Sie hakte sich wortlos bei mir unter und stöckelte neben mir her. Ich überragte sie um mehr als einen Kopf. Ein zierliches, zerbrechlich wirkendes Persönchen war sie. Rundum nett. Wenn der Kerl sie angefallen hätte, wäre von ihrer Schönheit jetzt nichts mehr übrig gewesen.

»Einen gefährlichen Job haben Sie«, sagte Maeve, als wir in die Straße einbogen, in der sie wohnte.

»Ich habe mich an die Gefahr gewöhnt«, erwiderte ich.

»Sie kann wohl nicht so schnell etwas erschüttern, wie?«

»O doch, es gibt einiges, das mich selbst heute noch aus der Bahn zu werfen vermag. Ich bin schließlich kein Supermann.«

Wir erreichten das Haus, in dem Maeve wohnte.

»John«, sagte sie leise.

»Hm?« machte ich.

»Ich habe Sie vorhin belogen. Entschuldigen Sie. Ich hätte Ihnen die Wahrheit sagen sollen. Zu einem Mann, der einem das Leben gerettet hat, sollte man Vertrauen haben.«

Sie schaute mich verlegen und um Verzeihung bittend an. Ihre Lippen glänzten feucht und verführerisch. »Ich war bei keiner Freundin. Ich war bei einem Mann.«

Ich hob die Schultern. »Das geht mich doch nichts an, Maeve. Sie sind mir keine Rechenschaft schuldig.«

»Das weiß ich, aber ich möchte, daß Sie über mich Bescheid wissen. Sie haben sehr viel für mich getan, John.«

Ich wollte protestieren, doch sie legte mir den Finger auf den Mund und schüttelte den Kopf.

»Sagen Sie nichts«, bat sie mich. »Ich gehöre zu der Sorte von Mädchen, die ein Mann anrufen kann, wenn er sich einsam fühlt. Verstehen Sie?«

Ich nickte. Sie war ein Callgirl.

»Ich war in meinem ganzen Leben noch keinem Mann so sehr verpflichtet wie Ihnen, John«, sagte Maeve flüsternd. Sie schlang ihre Arme um mich und blickte zu mir auf. »Ich möchte, daß Sie mit mir nach oben gehen. In mein Apartment. Geben Sie mir die Chance, mich zu revanchieren.«

Ich dachte an Jane Collins. Es wäre ihr gegenüber nicht fair gewesen,

wenn ich dieses gewiß sehr verlockende Angebot angenommen hätte.

»Sie brauchen sich nicht dankbar zu erweisen, Maeve«, sagte ich ernst. »Sie schulden mir gar nichts. Bestimmt nicht.«

Das Mädchen senkte enttäuscht den Blick. »Ich verstehe. Ich gefalle Ihnen nicht.«

»Davon kann überhaupt keine Rede sein«, widersprach ich energisch.

Sie fragte sofort wieder hoffend: »Sie kommen also doch noch mit nach oben?«

Ich lehnte höflich ab. Ich erzählte ihr von Jane, und nun verstand sie. Meine Standhaftigkeit beeindruckte sie. Es gab wohl nicht viele Männer, die ihr Angebot abgeschlagen hätten.

»Darf ich wenigstens mit Ihnen in Verbindung bleiben?« fragte mich Maeve Easton. Diese Bitte wollte ich ihr nicht abschlagen.

Maeve erzählte mir, sie müsse morgen früh nach Wales fahren. Die Stadt, in der sie zu tun habe, hieße Aberystwyth. Aber sobald sie von da zurück sei, würde sie mich anrufen, wenn ich nichts dagegen hätte.

Ich lächelte. »Ich freue mich auf Ihren Anruf, Miss Easton.«

Sie bat mich, Maeve zu ihr zu sagen.

»Gute Nacht, Maeve«, sagte ich. »Vergessen Sie dieses Ungeheuer.«

Sie lachte gepreßt. »Ich werde mir die größte Mühe geben.« Maeve wippte auf die Zehenspitzen, küßte mich blitzschnell auf den Mund, zischte: »Gute Nacht, John, und nochmals: Dankeschön!« Dann verschwand sie hinter dem dunkelbraunen Haustor.

Ein außergewöhnliches Mädchen.

***

Ich kehrte zu meinem Bentley zurück. Lustlos startete ich die Maschine. Nachdenklich ließ ich das Fahrzeug anrollen. Ich machte alle Handgriffe mechanisch, während ich an Jane und den Fremden dachte, mit dem sie das Restaurant verlassen hatte.

Es waren innerhalb kürzester Zeit Dinge passiert, auf die ich mir beim besten Willen keinen Reim machen konnte.

Ich hoffte, daß sich Jane so bald wie möglich bei mir meldete und meinem Rätselraten ein Ende bereitete.

Noch besser, du rufst sie an! dachte ich dann. Meine Hand glitt zum Autotelefon. Ich holte den Hörer aus der Halterung und tippte Janes Privatnummer in den Apparat.

Ich ließ es unendlich lange läuten, doch Jane ging nicht ran. Selbst wenn sie tief geschlafen hätte, hätte das Klingeln sie wecken müssen, denn das Telefon stand in ihrem Schlafzimmer.

Mit ernster Miene schob ich den Hörer wieder in die Halterung. Jane war nicht zu Hause.

Zwanzig Minuten später schloß ich die Tür zu meinem Zweieinhalb-Zimmer-Apartment auf.

Ich schubste die Tür ins schloß, machte Licht, begab mich in den Livingroom und ließ die Wagenschlüssel auf den Tisch klimpern. Da klopfte es. Laut. Ungestüm. Fordernd.

Das konnte nur Suko sein. Ich machte auf den Hacken kehrt und begab mich wieder zur Tür. Als ich sie öffnete, stand der bullige Chinese vor mir und blickte mich mit seinen dunklen Knopfaugen durchdringend an.

Mein Freund ist ein kraftstrotzender Hüne. Er ist so gutmütig wie ein Ackergaul, doch wenn er in Rage gerät, kann er auch ziemlich unangenehm werden.

Suko trat ein. Er schnaufte aufgeregt. Seine undurchdringliche Miene verriet nichts von seinem Innenleben. Ich ahnte trotzdem, daß er mir nichts Gutes zu berichten hatte.

»Endlich bist du da«, sagte er brummig. Er bewohnte das Apartment nebenan. Wir sind ein bestens aufeinander eingespieltes Zwei-Mann-Team mit Erfolgen, die sich – bei aller Bescheidenheit – sehen lassen können.

Suko ist ein erklärter Feind aller Dämonen. Genau wie ich. Deshalb harmonieren wir beide so besonders gut miteinander.

»Was hast du auf dem Herzen?« fragte ich meinen Freund.

Er ging mit mir in den Livingroom und knetete unruhig seine Schmiedehammer-Hände.

»Nun rede schon!« verlangte ich ungeduldig.

»Gib mir bitte was zu trinken!«

»Bedien dich«, erwiderte ich. »Du weißt, wo die Bar ist.«

Suko nahm sich einen doppelten Bacardi.

»Du warst mit Jane aus, nicht wahr?« sagte der Chinese ernst.

Ich hatte es ihm gesagt, deshalb wußte er es. Ich nickte. »Ja.«

Er kannte auch das Problem, das Jerry Panther an mich herangetragen hatte. Auch darüber hatte ich flüchtig mit ihm gesprochen. Suko wischte sich mit einer fahrigen Handbewegung über das Pfannkuchengesicht.

»Wo ist Jane jetzt?« fragte er mich eindringlich.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich hellhörig. Suko hatte mir diese Frage nicht ohne Grund gestellt. Ich berichtete ihm in Schlagworten, was sich im Verlaufe des Abends zugetragen hatte. Anschließend erkundigte ich mich: »Wieso wolltest du wissen, wo Jane jetzt ist?«

»Weil ich hören wollte, ob du es weißt«, erwiderte der Chinese. »Du weißt es nicht. Aber ich weiß es!«

Ich blickte ihn groß an. »Tatsächlich? Wo ist sie?«

»Sie rief vor einer halben Stunde an. Sie war in Panik…«

Meine Kopfhaut zog sich unangenehm zusammen, als ich das hörte.

»Sie war völlig außer Atem«, fuhr Suko fort.

»Von wo aus rief sie an?« wollte ich gespannt wissen.

Darauf bekam ich eine Antwort, die mir einen Schock versetzte. Suko behauptete: »Der Anruf kam aus Aberystwyth!«

***

Aberystwyth!

Innerhalb einer Stunde hörte ich diesen Namen nun schon zum zweiten Mal. Maeve Easton hatte mir erzählt, daß sie morgen früh dorthin fahren würde. Mir kam in den Sinn, was ich von dieser 12.000-Seelen-Stadt wußte: Es handelte sich um einen beliebten Ferienort mit malerischen Badebuchten. Aberystwyth besitzt eine Universität und die Nationalbibliothek von Wales.

Von Wales!

Luftlinie gemessen, waren das etwa dreihundert Kilometer. Wie um alles in der Welt konnte Jane Collins von dort anrufen, wenn sie noch vor kurzem mit mir hier in London zu Abend gegessen hatte?

Ich verlangte von Suko, daß er mir haarklein schilderte, was Jane gesagt hatte.

»Sie war ziemlich durcheinander«, berichtete mein Freund. »Sie sprach von einem Kerl, der sie in Trance versetzt hatte…«

Genau wie ich vermutet hatte!

»Sie konnte sich an keine Einzelheiten erinnern«, fuhr Suko fort. »Sie wußte nur, daß sie mit dir zu Abend gegessen hatte und daß dieser Mann an euren Tisch kam, während du telefonieren warst. Anschließend setzte ihr Blackout ein. Sie erwachte aus der Trance erst wieder in Aberystwyth.«

»Und weiter?« fragte ich ungeduldig.

»Es gelang ihr auszurücken. Der Kerl verfolgte sie. Sie versteckte sich in einer Telefonzelle und rief mich an, nachdem sie dich nicht erreichen konnte. Sie sagte, daß der Kerl auch mit Jill Grabowskis Verschwinden zu tun gehabt hatte. Sie redete von einem ganz großen Coup, den die Wesen aus dem Schattenreich landen wollten… Dann brach sie jäh ab. Ich hörte sie flüstern: Der Mann, der hinter mir her ist, ist soeben um die Ecke gebogen. Er kommt auf die Telefonzelle zu. Ich glaube, er hat mich entdeckt… Dann hörte ich Kampflärm – und gleich darauf hängte jemand ein.«

Mir trat der Schweiß auf die Stirn.

Superintendent Powell brauchte sich nicht mehr aufzuregen.

Jetzt war das mein Fall.

Er fiel in meinen Kompetenzbereich!

***

»Konnte Jane noch irgendwelche Namen nennen?« fragte ich meinen Freund aufgeregt.

Suko schüttelte den Kopf. »Ich habe dir alles gesagt, was ich erfahren habe. Nicht das geringste blieb unerwähnt.«

»Das Dämonengeschmeiß zieht mal wieder raffiniert die Fäden!« sagte ich verdrossen. Jane hatte uns den Beweis geliefert, daß zwischen ihrer Entführung und dem Verschwinden von Jill Grabowski ein Zusammenhang bestand.

Mir fiel wieder ein, wie nervös Charly Shaeffer, der Klavierspieler im »Hazelnut« gewesen war.

»Hör zu«, sagte ich zu Suko. »Ich setzte mich noch in dieser Stunde in meinen Wagen und fahre nach Aberystwyth.«

Der Chinese nickte. »Und was mache ich?«

»Du nimmst dir Paul Lindsay vor. Zieh ihm spanische Stiefel an, oder mach sonst was mit ihm, aber bringe ihn zum Reden.«

»Das schaffe ich!« sagte Suko zuversichtlich.

Auch ich war davon überzeugt. Mein Freund hatte »schlagkräftige« Argumente, wenn es sein mußte.

»Knöpf dir den Mann vor. Ich bin sicher, er hat keine reine Weste. Er muß dir sagen, weshalb und wohin Jill Grabowski verschwunden ist«, trug ich meinem Freund auf.

»Du kannst dich wie immer auf mich verlassen, John«, sagte Suko.

»Okay«, nickte ich. »Wenn du mit Lindsay fertig bist, schwingst du dich auf deine Harley Davidson und kommst nach Aberystwyth nach.«

»Gut«, sagte Suko.

»Viel Erfolg«, brummte ich und schlug meinem Freund auf die Schulter. »Dasselbe wünsche ich dir auch, John.«

Ich traf ein paar Vorbereitungen, verließ dann mit Suko mein Apartment. Wenig später saß ich im Bentley und verließ die Stadt in Richtung Wales.

Eine lange Fahrt lag vor mir…

***

Suko füllte die Tür aus.

Er ließ seinen Blick durch den Nightclub schweifen. Lindsay war nirgendwo zu sehen. Suko begab sich an den Tresen. Eine zarte, kleine Siamesin glitt auf den Hocker neben ihm. Ihr Seidenkleid glänzte wie eine Schlangenhaut. Das Mädchen machte dem Hünen schöne Augen.

»Hallo, Chinamann.« Ihre Stimme hatte einen angenehmen, rauchigen Klang.

Suko schüttelte den Kopf. »Sorry, Baby. Ich bin geschäftlich hier. Keine Zeit fürs Vergnügen. Tut mir ehrlich leid, wenn ich mir’s recht überlege. Aber was soll man machen…«

»Vielleicht hast du später Zeit, nach dem Geschäft.«

»Mal sehen. Weißt du, wo Lindsay steckt?«

»Der Chef? In seinem Büro. Warum?«

»Habe ein paar Takte mit ihm zu plaudern.«

»Du siehst so aus, als hättest du die Absicht, ihm ein paar

Verzierungen abzubrechen.«
»Würde dir das leid tun?«
»Nein. Nur zu. Ist lange schon Zeit, daß er mal der Verlierer ist.«
Suko warf einen Geldschein auf den Tresen. »Kauf dir, was du möchtest, und trink auf mein Wohl.«
»Das mach' ich mit Vergnügen, Großer«, sagte die Siamesin.
Suko begab sich zu der Tür, die in Paul Lindsays Büro führte. Er klopfte nicht an, sondern stieß die Tür einfach auf, trat ein und warf sie hinter sich effektvoll zu.
Paul Lindsay saß hinter seinem Schreibtisch. Sein Kopf ruckte hoch. Die Wangen überzogen sich augenblicklich mit Zornesröte.
»Verdammt…!«
Suko winkte ihn ab. »Halten Sie die Luft an, Mann!«
»Sie sind doch der mit Abstand frechste Kerl, der mir jemals untergekommen ist!« brauste Lindsay dennoch auf. Er wußte, wen er vor sich hatte. Suko war fast ebenso bekannt in der Stadt wie John Sinclair, mit dem er fast immer zusammen war.
Der Chinese trat an den Schreibtisch.
In der Schreibzeugtasse lagen einige Kugelschreiber, Büroklammern, ein Filzstift und ein silberner Brieföffner.
Paul Lindsay erhob sich.
Seine Haltung war aggressiv. Er funkelte Suko mit zornsprühenden Augen an. »Allmählich geht ihr mir alle zusammen auf den Wecker!« bellte der Nightclubbesitzer.
Suko bleckte das kräftige Gebiß. »Das kann ich zwar verstehen, aber ich habe nicht die Absicht, darauf Rücksicht zu nehmen.«
Es blitzte in Lindsays Pupillen. »Mein Lieber. Sie spielen mit dem Feuer.«
»Das macht nichts. Ist Ihnen nicht bekannt, daß ich mal eine Zeitlang als Feuerschlucker gearbeitet habe? Im Gegensatz zu meinen Freunden, hatte ich damals immer etwas Warmes im Magen.«
»Wenn Sie nicht schleunigst machen, daß Sie aus meinem Büro kommen…«
»Sparen Sie sich den Atem, Lindsay. Sie werden mich nicht los, ehe ich weiß, was ich wissen muß.«
»Dort ist die Tür, Suko!« knurrte Paul Lindsay. Er schien sich kaum noch beherrschen zu können.
»Ich weiß«, erwiderte der Chinese mit seinem asiatischen Lächeln. »Und ich werde sie hinter mir zumachen, sobald Sie mir gesagt haben, was aus Jill Grabowski geworden ist. Das verspreche ich.«
»Teufel noch mal, lassen Sie mich mit diesem Mädchen in Ruhe!« schrie Lindsay aufgebracht. »Ich sag's jetzt zum hundertsten Mal: Ich weiß nicht, was mit dem Mädchen passiert ist. Sie wollte zum Vorsingen kommen, kam aber nicht. Das ist alles, was ich dazu zu

sagen habe!«

»Das ist mir zuwenig!« erwiderte Suko ernst.

»Soll ich mir Ihnen zuliebe vielleicht eine Lügengeschichte aus dem Finger saugen?«

»Wie wär's zur Abwechslung mal mit der Wahrheit?«

»Sie unverschämter Kerl!«

»Sie haben Dreck am Stecken, Lindsay, das sehe ich Ihnen an der Nasenspitze an«, behauptete Suko ungerührt. Er ballte die Rechte und hielt sie dem Nightclubbesitzer entgegen.

»Wenn Sie nicht bald ausspucken, reißt mein Geduldsfaden. Ich bin bekannt dafür, daß ich meine Probleme am liebsten mit den Fäusten regle. An Ihrer Stelle würde ich es lieber nicht soweit kommen lassen!«

Lindsay wurde bleich. »Jetzt habe ich aber genug von Ihnen!« plärrte er. Er stampfte um den Schreibtisch herum. Während er auf den Chinesen losstürmte, verlor er vollends die Beherrschung, und das brachte eine Überraschung mit sich, die bei Suko einen eiskalten Schock hervorrief.

***

Borstiges Haar bedeckte mit einemmal seinen seltsam geformten Schädel. Seine glutroten Augen schienen Blitze abzuschießen. Die zylindrische Schnauze öffnete sich. Der Dämon bleckte dolchartige Zähne. Lindsays Arme waren lang geworden. Suko sah die schwarzen Krallen an den klauenartigen Fingern und ging hastig in Abwehrstellung.

»Was jetzt passiert, hast du dir alles selbst zuzuschreiben, verdammter Chinese!« krächzte die Bestie.

»Jill Grabowski war bei Ihnen, nicht wahr?« stieß Suko gepreßt hervor. Er wartete mit schmalen Augen auf den Angriff.

»Ja!« geiferte das Monster. »Ja! Ja! Ja! Warum soll ich es noch länger verheimlichen. Ja, sie war hier.«

»Was haben Sie mit ihr gemacht?«

»Weitergereicht.«

»An wen?« wollte Suko wissen.

»Ich bin nur ein kleines Rädchen in einer großen, neuen Organisation«, sagte der Dämon. »Wir arbeiten Hand in Hand…«

»Mit welchem Ziel?«

»Wir spielen einem Seelenhändler Menschen zu. Er überläßt uns die Auswahl und die Ausführung. Wir reichen die Opfer an ihn weiter. Er löst die Seelen aus ihren Körpern und verschachert diese an die Hölle.«

»Wie lange macht ihr das schon?« fragte Suko angewidert.

»Oh, noch nicht lange. Wir sind erst am Beginn unserer Tätigkeit,

aber sie erweist sich als äußerst Erfolg versprechend.«
»Die Sache mit Jill Grabowski haben also Sie eingefädelt.«
»So ist es.«
»Und Jane Collins…?«
Der Dämon nickte und lachte begeistert. »Auch daran habe ich mitgedreht. Damit können wir gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Wir kriegen die Seele von Jane Collins – und John Sinclair rennt hinter ihr blind ins Verderben. Er befindet sich bereits auf dem Weg nach Aberystwyth, habe ich recht?«
Sukos Wangenmuskeln zuckten. »Was habt ihr mit Sinclair vor?«
»Er wird ein schreckliches Ende nehmen«, erwiderte Lindsay triumphierend. »In Aberystwyth. Auf dem alten Friedhof der aufgelassenen Abtei. Es ist alles schon vorbereitet.« Das Monster kicherte. »Sinclair hat nicht die leiseste Ahnung, daß er seit geraumer Zeit nur noch das tut, was wir wollen!«
Der Chinese fletschte die Zähne. »Noch habt ihr John nicht.«
»Aber wir kriegen ihn.«
»Er ist euch überlegen!«
»Diesmal nicht!« schrie Paul Lindsay. »Diesmal nicht! Und er wird auf deinen Beistand verzichten müssen. Er wird allein sein in Aberystwyth. Denn du wirst hier in London bleiben, für immer. Ha, ha!«
Das Monster warf sich auf Suko.
Der Hüne zuckte zur Seite und traf den Dämon mit einer langen Geraden. Lindsay zeigte jedoch nicht die geringste Wirkung.
Das Ungeheuer schlang seine Arme um den Chinesen. Ehe Suko es verhindern konnte, riß Lindsay ihn hoch und warf ihn zu Boden. Sukos Gegner war unglaublich kräftig.
Zischend wollte die Bestie dem Hünen an die Kehle fahren, doch Suko rollte hastig herum und war mit einer Schnelligkeit wieder auf den Beinen, die man ihm bei seiner Größe nicht zugetraut hatte.
Es gelang ihm, Lindsay mit einigen wuchtigen Schlägen in die Defensive zu treiben, doch der Dämon bewies eine hartnäckige Standfestigkeit. Seine langen Arme schossen auf Sukos Gesicht zu.
Doch der Chinese reagierte schnell, fing die Arme des Scheusals ab, drehte sie herum, wodurch sich auch Lindsay umdrehte – und dann versetzte er dem Dämon einen Tritt, der diesen gegen die Wand warf.
Fauchend kreiselte das Monster herum.
»Hier kommst du nicht lebend heraus, Chinese!«
»Ich wette dagegen!« knurrte Suko.
»Du bist des Todes, seit du hier drinnen bist!«
»Ich bin schon mit größeren Kalibern fertig geworden!« sagte Suko.
»Ich werde dich eines besseren belehren!« geiferte die Bestie. Sie griff erneut an. Der Chinese federte zurück, stieß mit der Hüfte gegen den

klobigen Schreibtisch, ein heftiger Schmerz durchzuckte ihn. Gleichzeitig traf ihn Lindsays Faust mitten im Gesicht.

Suko war für einen Moment benommen.

Da fiel sein Blick auf den silbernen Brieföffner, der in Lindsays Schreibtasse lag. Ehe der Dämon erneut angreifen konnte, packte Suko die silberne Waffe. Lindsay erstarrte für einen Augenblick zur Salzsäule.

Mit Silber kann man Dämonen töten!

Lindsay wich langsam zurück. Sein glühender Blick war auf den Brieföffner in Sukos Hand geheftet.

»Bist du immer noch sicher, daß ich hier drinnen sterben werde?« fragte Suko höhnisch. »Wirst nicht vielmehr du es sein, der gleich seinen letzten Schnaufer getan haben wird?«

Lindsay stieß sich mit einem heiseren Wutschrei von der Wand ab. Er katapultierte sich dem Chinesen entgegen. Sein Vorteil waren die längeren Arme. Den wollte er jetzt gegen den Hünen ausspielen.

Doch Suko hatte mit diesem letzten Angriff gerechnet. Es war die Flucht nach vorn, die Paul Lindsay hatte antreten müssen. Suko tauchte unter den krallenbewehrten Fingern durch, richtete sich sodann blitzschnell auf und stach zu.

Lindsay erstarrte. Wie vom Blitz getroffen, brach er zusammen. Sein Körper zuckte. Der Dämon röchelte schaurig, lag dann still.

Schlagartig setzte die Verwesung ein. Der Raum war von einem penetranten Gestank erfüllt. Das Fleisch des Monsters löste sich von den bleichen Knochen. Innerhalb weniger Augenblicke lag nur noch ein Skelett vor dem Chinesen. Auch das brach auseinander.

Übrig blieb zuletzt nur noch grauer Staub – und der silberne Brieföffner, der dem Dämon den Garaus gemacht hatte.

***

Ich stieg im »Bellevue Royal« ab. Neben dem »White House« war es das beste Hotel von Aberystwyth. Es war noch früh am Morgen. Ich war die Nacht durchgefahren, war müde und von den vielen Kilometern, die ich hinter mich gebracht hatte, ein wenig ausgelaugt.

Aber ich gönnte mir keine Pause.

Jane Collins befand sich hier in der Gewalt eines Kidnappers, der mit Dämonen unter einer Decke steckte.

Jane brauchte Hilfe.

Ich zermarterte mir den Kopf, wie ich ihr helfen konnte.

Da sie so schnell in Aberystwyth aufgetaucht war, nahm ich an, daß man sie mit einem Flugzeug hierher gebracht hatte. Im Hotel sagte man mir jedoch, daß es in Aberystwyth keinen Flugplatz gebe.

Ich fuhr die Kleinstadt verbissen ab, in der Hoffnung, Jane zu sehen, oder zumindest jemanden, der annähernd so aussah wie der Kerl, der

sie gekidnappt hatte.

Meine Sorge um Jane verdoppelte sich in jeder Minute, die verstrich. Ich steuerte eine Shell-Tankstelle an.

Der Mann, der mir aus einem schmalen Glaskäfig entgegenkam, hatte schwere, schwabbelige Hängebacken, Tränensäcke und Triefaugen.

Während er den Tank vollaufen ließ, fragte ich ihn: »Sind Sie von hier?«

»Ja, Sir. Ich wohne seit meiner Geburt in Aberystwyth. Ein schönes Städtchen. Ich lebe gern hier. Könnte mir nicht vorstellen, in London zu wohnen.«

»Waren Sie denn schon mal da?«

»Mehrmals. Ich habe eine Schwester. Die wohnt in der Bayswater Road. Ist mit einem Zahnarzt vorheiratet. Sie würde gern wieder nach Aberystwyth zurückkommen, aber ihr Mann ist aus London nicht wegzukriegen. Können Sie sich das verstehen? Ich nicht.«

»Angenommen, jemand möchte von London so schnell wie möglich hierherkommen. Wie stellt er das an? Einen Flugplatz habt ihr keinen, wie man mir gesagt hat.«

Der Tankwart hob die Brauen. »Wer braucht einen Flugplatz für einen Hubschrauber, Sir?«

Eine Schande, daß ich nicht selbst darauf gekommen war. Die große Sorge um Jane Collins lähmte anscheinend mein Denkvermögen.

»Wir haben hier mehrere Geschäftsleute aus London«, erzahlte mir der Tankwart. »Sie haben sich in Aberystwyth niedergelassen, gehören unserer Gemeinde an und fliegen mit ihren Mühlen – wenn's erforderlich ist – mehrmals die Woche nach London rüber. Das ist gar kein Problem.«

Ich bat den Tankwart, mir die Namen dieser Leute zu nennen. Er war zum Glück ein geschwätziger Typ, der nicht erst viele Fragen stellte, warum man dies und jenes wissen wollte und so… Er erzählte von einem Mann namens Steel, dem eine bekannte Warenhauskette in London gehörte, erwähnte Mr. Garrett, der einige Galerien in London besaß und selbst ein gut verdienender Maler war – und dann war da noch der Bankier Roxano, der sein Vermögen durch Börsenspekulationen vergrößerte.

Ob einer dieser drei Hubschrauberbesitzer in der vergangenen Nacht unterwegs gewesen war, vermochte mir der Tankwart nicht zu sagen.

Das mußte ich selber herausfinden.

***

Das Anwesen von Steve Steel lag am Ostrand der Kleinstadt, eingesäumt von einer hohen Natursteinmauer. Das schwere eiserne Gittertor war geschlossen, und selbst auf mein hartnäckiges Läuten kam niemand, um zu öffnen.

Steel war also nicht da. Er glänzte durch Abwesenheit.

Ebenso erging es mir bei Roxano. Auch dort klingelte ich vergeblich. Auf dem großen Grundstück lag eine friedliche Stille. Die Fensterläden waren geschlossen. Möglicherweise befand sich Roxano gerade mal wieder zu einem Kurzbesuch in der Stadt, aus der er hierher geflohen war.

Fliegen summten hinter mir her, als ich mich schwitzend wieder in den Bentley setzte.

Die Sonne stand wie ein riesiger Feuerball am strahlendblauen Himmel und ließ mich ihre Kraft spüren.

Ich fuhr weiter zu Mike Garrett.

Der Maler und Galeriebesitzer war zu Hause. Als er ans Tor kam, hätte ich beinahe einen Schreikrampf bekommen.

Der verrückte Kerl kleidete sich wie ein Sultan, mit seidenem Rüschenhemd, Turban und weiten, raschelnden Pluderhosen. Um den Hals trug er eine Vielzahl von goldenen Ketten, die bei jeder Bewegung rasselten.

»Seien Sie mir herzlich willkommen, mein Lieber«, sagte er und ließ mich eintreten. Er hatte mich noch nie im Leben gesehen, wollte aber weder wissen, was ich von ihm wollte noch wie ich hieß.

Er schien sich als ein Bruder der gesamten Welt zu fühlen. Wir waren alle seine Verwandten, die er schätzte und liebte. Er war klein, reichte mir nur bis ans Kinn. Seine Augen waren wasserhell. Das freundliche Lächeln, das seinen weibischen Mund umspielte, schien aufrichtig gemeint zu sein.

Er nahm mich mit hinter sein riesiges Haus, klatschte in die Hände, ein verwitterter, eingetrockneter Butler erschien, und ich durfte mir von zwölf Drinks, die Mike Garrett mir aufzählte, einen auswählen.

Ich entschied mich für einen eisgekühlten Highball.

Wir nahmen auf futuristischen Gartensesseln Platz, die der Meister persönlich entworfen hatte. Zu meinem Erstaunen saß man darin hervorragend. Der Bursche war mindestens ein guter Designer. »Ich trinke auf Ihr Wohl, mein Lieber«, sagte er, als ich meinen Highball bekommen hatte.

»Und ich auf das Ihre, Mr. Garrett«, sagte ich. Es wunderte ihn nicht, daß ich seinen Namen kannte, während er immer noch keine Ahnung hatte, wem er gegenübersaß. »Nett haben Sie's hier«, bemerkte ich anerkennend.

»Ich fühle mich hier wie im Paradies«, sagte Garrett glücklich, Er schlürfte an einem Drink, den ich nicht definieren konnte. Das Zeug war trübe und gelb.

»Das glaube ich Ihnen gern«, sagte ich.

»Darf ich Sie zu meiner Party einladen, die ich morgen Abend geben werde?«

»Ich bin nicht nach Aberystwyth gekommen, um hier das Tanzbein zu schwingen, Mr. Garrett.«

»Sie können auch an interessanten Diskussionen teilnehmen, wenn Sie nicht tanzen wollen, mein Lieber.«

Allmählich tötete mir dieses »mein Lieber« den Nerv. Ich sagte nachdrücklich: »Mein Name ist John Sinclair von Scotland Yard…«

»Dann müssen Sie erst recht zu meiner Party kommen, mein Lieber. Meine Gäste werden von Ihnen entzückt sein.«

»Ich fürchte, ich werde die Zeit nicht erübrigen können…«

»Das sollten Sie aber, mein Lieber. Sie ahnen nicht, was Ihnen entgeht, wenn Sie nicht kommen.«

»Ich bin hier, weil ich zwei Mädchen suche«, sagte ich etwas verstimmt zu dem Künstler.

»Morgen Abend werden die hübschesten Mädchen von Aberystwyth hier sein.«

»Auch Jane Collins?«

Der Sultan zuckte mit den Achseln. »Ich kann Namen ziemlich schlecht behalten.«

»Sie besitzen einen Hubschrauber, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Darf ich ihn mal sehen?«

»Bedaure, nein. Ich habe ihn einem Freund geliehen.«

»Wann?« fragte ich.

»Vor zwei Wochen. Warum fragen Sie, mein Lieber?«

»Wann waren Sie zum letzten Mal in London, Mr. Garrett?«

»Das ist schon sechs Wochen her.«

»Kommen Sie ab und zu mit Steel und Roxano zusammen?«

»Nein. Warum?«

»Was halten Sie von diesen Männern?« wollte ich wissen.

»Wenn sie in mein Haus kommen wollen, sind sie mir jederzeit willkommen, aber bisher hatte ich noch nicht das Vergnügen, sie hier begrüßen zu dürfen.«

Ich löcherte den Spinner mit unzähligen weiteren Fragen, doch es kam dabei so gut wie nichts heraus, deshalb bedankte ich mich für den Highball, von dem ich nur genippt hatte, und ging.

Mike Garrett rief mir nach, ich solle seine Party nicht vergessen. Ich gab eine vage Zusage und setzte mich in meinen Bentley, um zum Hotel zu fahren.

***

Mir war heiß. Ich wischte mir mit einem Kleenextuch den Schweiß von der Stirn. Jill Grabowski und Jane Collins – immer noch spurlos verschwunden. Es war ein Glück, daß ich es überhaupt geschafft hatte, bis Aberystwyth hinter ihnen zu bleiben.

Doch wie ging es nun weiter?

Ich betrat mein Zimmer. Meine Miene war mißmutig. Kein Wunder bei den Erfolgen, die ich hatte.

Auf dem Tisch stand mein Spezialkoffer. Darin befand sich eine Eichenbolzen verschießende Luftdruckpistole, die ich schon häufig mit Erfolg gegen Vampire eingesetzt hatte. Außerdem ein geweihter silberner Dolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hat, magische Kreide, eine Gnostische Gemme und verschiedene Dinge mehr, die mir alle schon mal das Leben gerettet haben.

Die Fächer des Koffers sind mit scharlachrotem Samt ausgelegt.

Damit sich kein Unbefugter an meine Waffen heranmachen kann, habe ich am Spezialkoffer ein Sicherheitsschloß einbauen lassen.

Macht sich doch jemand daran zu schaffen, so erlebt er eine große Überraschung: Aus einer verborgenen Düse strömt ein Betäubungsgas aus, das jeden innerhalb weniger Sekunden niederstreckt.

Ich entkleidete mich und stellte mich unter die Dusche.

Während das kalte Wasser über meinen Körper rieselte, versuchte ich, einen Weg zu Jane zu finden, daß Mike Garrett sie in seine »Obhut« genommen hatte, konnte ich mir nicht gut vorstellen. Oder hatte er mir den Verrückten bloß vorgespielt? War der Mann am Ende gar nicht jener harmlose Narr, für den ihn die Welt hielt?

Ich nahm mir vor, ein Motorboot zu mieten und damit die Küste ein Stück entlangzufahren. Vielleicht brachte mich das weiter.

Zu diesem Zeitpunkt ahnte ich noch nicht, daß sich alles ganz anders entwickeln würde…

***

Graue Schwaden krochen lautlos unter der Tür hindurch. In dichten Klumpen rollten sie über den Teppich, schichteten sich aufeinander auf, wuchsen zur stattlichen Größe eines Menschen empor, wurden fest und bildeten Augenblicke später die Gestalt eines graugesichtigen Mannes.

Seine Wangen waren hohl. Die Augen lagen in schattigen Höhlen. Der Knöcherne war schlampig gekleidet und gehörte der niedrigsten Dämonenkategorie an. Mit schmalen Augen blickte er zum Badezimmer, dessen Tür halb offen stand.

Die Dusche rauschte. Das Wasser plätscherte und schraubte sich gurgelnd in den Abfluß. Der Unheimliche grinste gemein. Er rieb sich die langfingrigen Hände, schaute sich schnell im Zimmer um und eilte sodann auf meinen Spezialkoffer zu.

In diesem Augenblick stand ich unter der Dusche und wußte nicht, daß Besuch da war.

Der Graugesichtige legte seine schmale Hand auf den schwarzen Koffer. John Sinclair ohne seine Waffen war nur noch halb so

gefährlich, dachte er wahrscheinlich.

Der Hagere legte die Daumen auf die chromblitzenden Verschlüsse. Ein Druck. Die Verschlüsse öffneten sich nicht. Statt dessen war ein kurzes Zischen zu vernehmen. Der Unheimliche verzog ärgerlich das Gesicht. Er versuchte sein Glück an den Verschlüssen noch einmal. Plötzlich wurde ihm schwindelig. Er wankte, riß bestürzt die Augen auf, fuhr sich an die Kehle.

Er ließ von dem Koffer ab, torkelte durch den Raum und strebte der Tür zu, die sich jedoch mehr und mehr von ihm zu entfernen schien. Sie rückte von ihm weg.

Es schien ihm, als würde er sie nie erreichen können. Erschrocken versuchte er, sich wieder in jene grauen Schwaden aufzulösen, doch er konnte die Kraft für die Verwandlung nicht mehr aufbringen.

Schwarze Flocken tanzten vor seinen Augen.

Er verlor das Gleichgewicht und schlug gleich darauf lang hin.

***

Ich stand reglos. Soeben hatte ich etwas gehört. Nebenan. Als ob ein Körper zu Boden gestürzt wäre. Hastig drehte ich das Wasser ab. Ich lauschte. Nichts. Kein Geräusch. Dennoch blieb mein Mißtrauen wach.

Ich schlug ein Handtuch um meine Hüften und eilte aus dem Badezimmer. Im nächsten Moment erblickte ich ihn. Er lag lang gestreckt auf dem Boden, und ich wußte sofort, was ihn umgehauen hatte.

Das rasch wirkende Nervengas. Es hatte sich größtenteils schon wieder verflüchtigt, machte mich aber trotzdem leicht schwindelig. Ich lief zum Fenster und stieß es auf. Ein paar tiefe Atemzüge und ich war wieder okay.

Ich eilte zu dem graugesichtigen Kerl. Die Zimmertür war nach wie vor abgeschlossen. Der Schlüssel steckte innen. Wie war der Kerl hereingekommen?

Wie auch immer er das angestellt haben mochte, er hatte den Raum nicht wie ein normaler Mensch betreten. Folglich war das kein Mensch, der hier zu meinen Füßen lag.

Ich machte eine kurze Probe, legte dem Bewußtlosen mein Kruzifix auf die Stirn. Es roch sogleich nach verbranntem Fleisch. Ein Dämon.

Ich packte den Kerl, riß ihn hoch und warf ihn in einen Sessel. Seine Arme band ich mit ledernen Riemen, die mit Weihwasser präpariert waren, an die Lehnen. Seine Beine fesselte ich ebenfalls.

Danach kleidete ich mich an und wartete auf den Moment, wo der Bursche, der sich an meinen Waffen vergreifen wollte, zu sich kam.

Er knurrte, als er erwachte. Und dann zuckte er heftig zusammen, riß verstört die Augen auf und heulte: »Meine Stirn, meine Stirn. Was ist das für ein gräßlicher Schmerz!«

»Hervorgerufen durch ein Kruzifix!« sagte ich hart.
Der Graugesichtige starrte mich entsetzt an.
»Damit bist du entlarvt, Freundchen!« sagte ich schneidend.
Grüne, gelbe und rote Striche wischten über das graue Antlitz des Unheimlichen, Er war schrecklich durcheinander. Die nackte Hysterie verzerrte seine Züge. Es quälte ihn, daß er sich in meiner Gewalt befand.
Die ledernen Fesseln machten es ihm unmöglich, mich anzugreifen.
»Sinclair!« plärrte er mich an. »Verdammt, Sinclair, laß mich auf der Stelle frei, oder du wirst es bitter bereuen!«
Ich wußte, daß er bloß mit dem Säbel rasselte. Ernstlich gefährlich werden konnte er mir nicht. Er wollte bluffen, doch ich fiel nicht darauf herein.
»Wer hat dich zu mir geschickt?« fragte ich den Kerl scharf.
»Niemand.«
»Woher hast du gewußt, daß ich in Aberystwyth bin?«
»Ich hab' dich auf der Straße gesehen.«
»Wo befinden sich Jill Grabowski und Jane Collins? Ich rate dir zu antworten, sonst werde ich verflucht unangenehm!«
»Du wirst sterben, Sinclair! Zum Teufel, du wirst sterben!« schrie der Dämon.
»Ich habe dir eine Frage gestellt!« zischte ich wütend. »Rede! Wo befinden sich die beiden Mädchen?«
»Das erfährst du nie von mir!«
»Wetten doch?« Ich nahm mein silbernes Kreuz ab und hielt es dem Unhold vor die schreckgeweiteten Augen. Er gebürdete sich wie verrückt. Er schrie, zerrte an seinen Fesseln, schüttelte heftig den Kopf. Er konnte den Anblick des geweihten Kreuzes nicht ertragen.
»Tu das verfluchte Ding weg, Sinclair!«
»Jill Grabowski und Jane Collins!« sagte ich hart. »Wo sind die beiden?«
»Ich sag's nicht!«
Ich brachte mein Kruzifix näher an seine abstoßende Fratze heran. Seine Stimme wurde schrill. Er litt Höllenqualen durch die Nähe des Kreuzes. Ich hatte kein Mitleid mit ihm.
»Wo sind die Mädchen?« fragte ich wieder.
»Mächte der Finsternis, steht mir bei!« brüllte der Unheimliche. Und verdammt, sie standen ihm tatsächlich bei.
Sie richteten sich zwar nicht gegen mich, denn dazu war ich im Augenblick zu gut geschützt, aber sie verhalfen ihm zur Flucht. Ich sah, wie seine Arme, die Beine, der ganze Körper plötzlich transparent wurden.
In der nächsten Sekunde gab es eine heiße, grelle Stichflamme, die mir den Atem verschlug und mich blendete. Ich wich zurück. Die

Flamme schoß zur Decke empor und war einen Herzschlag später nicht mehr zu sehen.

Die Lederriemen, die den Dämon gefesselt hatten, hingen traurig von den Armlehnen herab. Das Wesen aus dem Schattenreich selbst war verschwunden. Das einzige, was von ihm zurückgeblieben war, war ein dunkler Brandfleck an der weißen Decke.

Ich ballte grimmig die Fäuste, denn der Kerl hätte mich einen großen Schritt weitergebracht, wenn es mir gelungen wäre, ihn zum Reden zu bringen.

Aber wie hätte ich verhindern sollen, daß er sich von einer Sekunde zur anderen in eine grelle Stichflamme verwandelte?

***

Enttäuscht verließ ich mein Hotel, um zum Hafen zu gehen und ein Motorboot zu mieten, wie ich es geplant hatte. Auf dem kurzen Weg dorthin lief mir Maeve Easton, das Callgirl aus London, über den Weg.

Sie kam aus einer schmalen Seitengasse.

Wir stießen beinahe zusammen. Ich erinnerte mich wieder daran, daß sie mir erzählt hatte, sie würde nach Aberystwyth fahren.

Maeve trug ein blütenweißes Kleid. Sie blickte mich mit großen Augen an, und ich glaube, sie freute sich darüber sehr, mich wieder zu sehen.

»John!«

»Hallo, Maeve.«

Sie lachte silberhell. »Wie klein doch die Welt ist. Was machen Sie in Aberystwyth? Sie haben mir gestern Nacht nicht gesagt, daß Sie die Absicht hätten, gleichfalls hierher zukommen.«

»Zu dem Zeitpunkt wußte ich noch nicht, daß ich diese Fahrt machen würde«, sagte ich achselzuckend.

»Haben Sie noch mal etwas von diesem Kerl gehört?« fragte Maeve. Ihre Stimme klang leicht gepreßt.

»Nein«, antwortete ich, und ihr schien ein Stein vom Herzen zu fallen.

Sie griff nach meinem Arm. »Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich freue, Ihnen hier zu begegnen, John. Sind Sie meinetwegen hier?«

»Ich wollte, ich könnte diese Frage bejahen«, sagte ich ernst.

Maeve schaute mich erstaunt an. »Sind Sie etwa beruflich in Aberystwyth?« Ich nickte stumm.

Ihre Augen hefteten sich auf meine Lippen. »Was ist passiert, John? Bitte erzählen Sie es mir.«

Ich erzählte ihr von Jill Grabowski und Jane Collins, die ich beide in Aberystwyth vermutete. Maeve Easton erwähnte, daß sie im Haus einer Freundin am südlichen Stadtrand wohnte und erzählte mir

sodann von einer verfallenen Abtei, bei der sie vor etwa einer Stunde gewesen sei.

»Dort hörte ich die gedämpften Schreie zweier Mädchen«, sagte Maeve. Ich straffte meinen Rücken.

Maeve fuhr fort: »Aber die Schreie währten nur einen ganz kurzen Augenblick, dann verstummten sie. Mir war fast, als hätte ich mich geirrt, irgendwie bekam ich es mit der Angst zu tun.« Maeve lächelte verlegen. »Kein Wunder nach dem, was ich in der vergangenen Nacht erlebt habe, nicht wahr? Ich lief deshalb einfach weg von der Abtei und versuchte, mir einzureden, ich hätte mir die Mädchenschreie lediglich eingebildet.« Sie seufzte. »Doch nun, wo Sie mir von diesen beiden Mädchen erzählt haben…«

»Wo ist diese Abtei?« fragte ich wie aus der Pistole geschossen.

»Wenn Sie möchten, fahre ich Sie hin.«

»Ich will Sie da nicht mit hineinziehen, Maeve.«

»Mein Wagen steht dort drüben. Kommen Sie, John. Ich fahre Sie gern hin. Schließlich bin ich Ihnen noch einiges schuldig für gestern Nacht.«

»Ich sagte Ihnen schon mal, daß ich das nicht hören will«, widersprach ich. Sie ging mit mir über die Straße. Ihr Wagen war ein 78er Mustang. So weiß wie ihr Kleid.

Sie schloß die Tür auf. Ich setzte mich auf den Beifahrersitz. Der kräftige Motor schnurrte wenig später, wir fuhren los.

Die aufgelassene Abtei befand sich in einem kleinen Wäldchen. Ihr Gemäuer war grau, von Wind und Wetter zerfressen. Stürme hatten das Dach abgetragen und die Fenster eingedrückt. Der Weg zur Abtei wurde immer schlechter. Maeve fuhr so weit es ging.

»Den Rest müssen wir zu Fuß gehen«, sagte sie und stieß den Wagenschlag auf.

In den Bäumen zwitscherten Vögel. Der Wind spielte mit den Blättern und brachte sie zum Rauschen. Ein beruhigendes Geräusch.

Die Abtei hingegen sah weniger beruhigend aus. Ihre glaslosen Fenster starrten uns wie die leeren Augenhöhlen eines Totenschädels entgegen. An zahlreichen Stellen war die Mauer, die den Innenhof einfriedete, eingestürzt, wies klaffende Schlitze und schattige Risse auf.

Maeve ging vor mir. Obwohl ich ihr gesagt hatte, worum es bei dieser Sache ging, zeigte sie keine Furcht.

Festen Schrittes strebte sie der alten Abtei entgegen, die meiner Ansicht nach mit einer fühlbaren Aura des Unheimlichen umgeben war. Wurden Jill Grabowski und Jane Collins hier festgehalten?

Der Ort wäre bestens dafür geeignet gewesen. Die alten Gemäuer wurden wohl nicht allzu oft besucht, und es war bestimmt nur ein Zufall gewesen, daß Maeve Easton die Schreie der Mädchen

vernommen hatte.
Vor einer großen Maueröffnung blieb Maeve kurz stehen. Sie wandte sich zu mir um und blickte mich ernst an. »Ich hoffe, Sie können für die Mädchen noch etwas tun, John.«
Ich nickte mit zusammengekniffenen Augen. »Ja, das hoffe ich auch, Maeve. Hören Sie, wenn Sie mir jetzt sagen, wo es weiter langgeht, setze ich lieber allein den Weg fort. Wir wissen nicht, was uns dort drinnen erwartet. Ich möchte nicht, daß Ihnen etwas zustößt. Sie sind jung und hübsch, Maeve…«
Sie lächelte und deutete einen Knicks an. »Vielen Dank für das Kompliment.«
»Nein, im Ernst, Maeve. Sie sind jung und hübsch – und ich möchte, daß Sie es bleiben.«
Maeve Easton schüttelte hartnäckig den Kopf. »Sie werden mich nicht los, John, Geben Sie sich keine Mühe. Ich komme mit Ihnen. Auch wenn Sie es mir verbieten.«
Ich seufzte. »Sie sind leichtsinnig.«
»Ich habe keine Angst. Nicht, wenn Sie bei mir sind«, behauptete das Mädchen. Ich mußte sie wohl oder übel mit in die Abtei nehmen.
Wir betraten den Innenhof, der von hohem Unkraut überwuchert war. Mir fiel sofort auf, daß hier alles anders war. Der Frieden. Die Stille. Tückisch und trügerisch. Gefahr! signalisierte mir mein sechster Sinn. Ich ließ meinen Blick aufmerksam schweifen.
Maeve Easton wies auf düstere Arkaden. »Da lang«, flüsterte sie. Ich merkte, wie sie sich an mich drängelte, und hätte beinahe gegrinst. Aha, dachte ich, jetzt hat sie ihr Mut doch verlassen.
Aber ich sagte ihr nicht noch einmal, daß ich allein weitergehen wollte, denn sie hätte ja doch bloß erneut behauptet, sie habe keine Angst. Ich nahm mir vor, auf sie aufzupassen wie auf meinen Augapfel, und ich konnte nur hoffen, daß das reichen würde.
Wir tauchten in den Schatten der brüchigen Arkaden ein. Spinnweben strichen gespenstig über mein Gesicht. Sie waren klebrig und spannten sich unangenehm über die Haut.
Ich wischte sie mit einer unwilligen Handbewegung fort. Maeve sagte kein Wort mehr. Ich hatte den Eindruck, sie wäre um eine Nuance blasser um die Nase geworden.
Ihre Erregung ließ die schönen Augen glänzen. Sie bedeutete mir, die schattigen Arkaden entlangzugehen. Ich wollte sie fragen, was sie um alles in der Welt hier zu suchen gehabt hatte, doch als ich dazu Luft holte, schüttelte sie nervös den Kopf und legte ihren Finger auf die zusammengepreßten Lippen.
Ich sollte schweigen.
Die düsteren Arkaden machten einen Knick. Erde und sandiges Gestein knirschten unter meinen Schuhen. Meine Sinne waren ganz

auf Empfang eingestellt. Ich war in der Lage, das geringste Geräusch wahrzunehmen. Doch die einzigen Geräusche, die im Augenblick zu hören waren, wurden von Maeve und mir verursacht.

Das Mädchen legte mir plötzlich die Hand auf den Arm.

Ich schaute sie an. Sie grub ihre Zähne in die Oberlippe und wies auf eine fast schwarze Öffnung. Die Tür schien schon vor vielen Jahren abgenommen worden zu sein, denn die Angeln waren verrostet.

»Da hinein?« fragte ich Maeve leise.

Sie nickte, und als ich mich wieder in Bewegung setzte, blieb sie dicht neben mir.

Unsere Augen mußten sich erst an die Dunkelheit gewöhnen. Ich hörte ein leises Rascheln, ein Fiepen, Ratten. Im selben Moment verlor ich den körperlichen Kontakt zu Maeve, Sie war vor Schreck und Ekel einen Schritt zurückgetreten.

Ich wollte mich zu dem Mädchen umwenden, da raste plötzlich etwas auf mich zu. Ich duckte mich, riß die Fäuste hoch, wollte einen brettharten Schlag abschießen, doch zu spät.

Ein harter Gegenstand traf mich voll am Kopf und raubte mir im selben Augenblick die Besinnung. Ich merkte noch, wie ich fiel. Dann gab es nichts mehr, was ich registrierte.

***

Der Raum war vollkommen leer. Kahle, graue Wände umgaben Jane Collins. Die Privatdetektivin hockte auf dem kalten Steinboden und starrte vor sich hin. Durch einen dünnen Luftschacht fiel fahles Licht.

Trostlos war es hier unten. Jane wußte nicht, wie lange sie hier schon gefangen gehalten wurde. Die Zeit floß zäh wie kalter Honig dahin. Ab und zu erschreckten Geräusche das Mädchen.

Jane erinnerte sich an das Abendessen mit John, und daran, daß er ans Telefon gerufen worden war. Kurz darauf hatte sie einen Mann auf sich zukommen gesehen, dessen stechender Blick sofort größtes Unbehagen in ihr hervorgerufen hatte.

Seine Augen hatten sie in ihren Bann geschlagen.

Jane hatte ihren Blick nicht von diesen Augen wenden können. Sie merkte, daß etwas mit ihr passierte, konnte dagegen jedoch nicht das geringste unternehmen. »Guten Abend, Miss Collins«, hatte der Fremde mit einer hohlen, unheimlichen Grabesstimme gesagt. »Ich heiße Roxano. Bitte kommen Sie mit mir…«

Das war alles, woran sich Jane erinnerte. Bestimmt hatte sie nicht mit Roxano gehen wollen, und doch war sie ihm gefolgt. Als sie wieder zu sich gekommen war, hatte sie sich in Aberystwyth befunden, ohne einen blassen Schimmer davon zu haben, auf welche Weise sie hierher gekommen war.

Sie riß sich von Roxano los und versteckte sich in einer Telefonzelle.

Meine Nummer wählte sie vergeblich, doch bei Suko hatte sie Erfolg.

Dann entdeckte Roxano sie in der Telefonzelle, und wieder versetzte er sie mit seinen stechenden Augen in Trance. Erst in diesem Raum war sie wieder zu sich gekommen. Roxano hatte gegrinst und gesagt: »Hier können Sie nach Belieben schreien. Miss Collins. Kein Mensch wird Sie hören.«

»Was haben Sie mit mir vor?« Hatte die Privatdetektivin den unheimlichen Kerl gefragt.

»Das«, hatte er darauf höhnisch geantwortet, »werden Sie noch früh genug erfahren.«

Etwas kratzte und schabte. Diese Geräusche lenkten Janes Aufmerksamkeit auf sich. Es hörte sich an, als ob sich in oder hinter der gegenüberliegenden Wand ein Lebewesen bemerkbar machen wollte.

Jane glaubte, hinter dem Verputz ein rotes Leuchten erkennen zu können. Zwei Punkte waren es. Wie glühende Augen, schoß es Jane durch den Kopf. Das Leuchten verstärkte sich zusehends.

Jane Collins fiel auf, daß das Kratzen und Schaben immer lauter wurde, und plötzlich schob sich die häßliche Schnauze eines riesigen Nagetiers aus der Wand heraus.

Eine Ratte!

Jane Collins hielt unwillkürlich den Atem an. Das Biest war mindestens viermal so groß wie eine normale Ratte. Es hatte lange, gelbe Zähne und glühende Augen.

Das war keine gewöhnliche Ratte. In diesem Tier steckte die Kraft der Hölle. Jane sprang angewidert auf. Nun schob sich auch der Körper des großen Tieres aus der Wand.

Das Fell des Nagers war struppig und glänzte feucht. Der Leib war kräftig. Die Beine stämmig. Der Schwanz lang und nackt.

Jane hatte das Gefühl, eine unsichtbare Hand würde sich auf ihre Kehle legen und hart zudrücken. Die Ratte setzte sich langsam in Bewegung. Sie schnupperte mit ihrer spitzen Nase, kam näher, immer näher…

Jane wich vor dem Tier zurück. Schweiß glänzte auf ihrer Stirn. Ihr Herz trommelte aufgeregt gegen die Rippen. Sie schluckte mühsam. »Bleib mir vom Leib!« zischte sie. Sie war sicher, daß das Biest sie verstehen konnte. »Hörst du? Bleib mir vom Leib!«

Jane glitt an der rauhen Mauer entlang.

Die glühenden Augen der Ratte folgten ihr. Jetzt spannten sich die Sehnen unter dem struppigen Fell. Es hatte den Anschein, als würde das Tier gleich auf das Mädchen losspringen.

Jane bückte sich. Sie zog hastig einen Schuh aus, packte ihn vorn, um mit dem Absatz zuschlagen zu können. Der Nager duckte sich.

Und dann flog das Biest mit einem schrillen Laut auf Jane zu. Die

Privatdetektivin warf sich aufgewühlt zur Seite. Sie schlug gleichzeitig nach der Ratte und traf den kräftigen Körper.

Das Tier stieß einen Schrei aus, prallte gegen die Wand, fiel auf den Boden, wirbelte herum und stürzte erneut dem entsetzten Mädchen entgegen.

Die glühenden Augen schienen riesengroß zu werden, als sie auf Jane Collins zusausten. Das Mädchen war einen Moment wie gelähmt. Es sah das schreckliche Maul des Nagers, die gefährlichen gelben Zähne, die auf sie zukamen, sackte an der Wand nach unten und schlug mit dem Schuh nach dem Bauch der Ratte.

Das Biest überschlug sich in der Luft mehrmals, kam aber wieder auf die Beine und setzte sofort zur nächsten Attacke an. Jane wußte, daß sie diese ungestümen Angriffe nicht mehr lange abwehren konnte.

Wenn nicht noch ein Wunder geschah, war sie verloren.

Wie ein Blitz kam der Nager zum dritten Mal heran.

Jane spürte einen brennenden Schmerz im linken Bein. Sie stieß einen grellen Schrei aus und trat panisch nach dem scheußlichen Vieh, das sie gebissen hatte.

In ihrer Wut und ihrer Angst schlug und trat sie wie von Sinnen nach dem Tier. Voller Abscheu hieb sie immer wieder auf die Ratte ein. Plötzlich hörte sie hallende Schritte.

Die schwere Tür wurde aufgerissen. Ein großer, kompakter Mann stürmte in den Raum.

Roxano!

Jane hätte nie geglaubt, daß ihr seine Anwesenheit jemals willkommen sein würde, doch nun war sie es. Er brüllte: »Zurück! laß ab von diesem Mädchen! Du kannst sie nicht haben!«

Die Ratte wich zurück. Roxano stampfte mit aggressiven Schritten auf den Nager zu, der schrille Töne ausstieß und in derselben Sekunde wieder in der Mauer, aus der er gekommen war, verschwand.

»Verdammtes Drecksvieh!« knurrte Roxano ungehalten. »Das macht er mir nun schon zum vierten Mal. Irgendwann wird er damit mal Erfolg haben. Ich bin nicht immer in der Nähe, um ihn zu verscheuchen.«

»Wer war das?« fragte Jane mit bebender Stimme.

»Ihm gehört dieses Haus. Er war mal ein Mensch, hatte Ärger mit einem Magier, der ihn in eine überdimensionale Ratte verwandelte.«

Roxano blickte auf Janes blutende Wade. Das Mädchen lehnte sich erschöpft an die Wand. Viel hätte nicht gefehlt, und sie wäre dieser blutgierigen Bestie zum Opfer gefallen. Die Detektivin schauderte bei dem Gedanken, was mit ihr geschehen wäre, wenn Roxano nicht dazwischen gegangen wäre.

Roxano. Ein Mann mit kantigem Schädel, bösen Augen, einem verkniffenen, schmallippigen Mund, um den ständig ein gemeiner

Ausdruck lag. Er war breitschultrig, mußte Bärenkräfte haben und war in der Lage, seine Mitmenschen fast augenblicklich in Trance zu versetzen.

Er wies auf Jane »Kommen Sie mit!«

»Wohin?«

»Sie werden es sehen. Hier können Sie nicht bleiben, oder wollen Sie, daß er sich noch einmal auf Sie stürzt?«

»Ich verlange, daß Sie mich freilassen!« sagte Jane energisch.

Roxano grinste. »Freiheit. Was ist das schon? Ist das nicht ein relativer Begriff? Warum fühlen Sie sich bei mir nicht frei?«

»Weil ich nicht tun kann, was ich möchte.«

»Vielleicht kommt das noch«, sagte Roxano geheimnisvoll.

»Warum haben Sie mich entführt? Möchten Sie mir das nicht endlich erklären? Haben Sie vor, Lösegeld für mich zu verlangen? Da werden Sie leider eine herbe Enttäuschung erleben. Es gibt niemanden, der in der Lage wäre, für mich eine wenigstens einigermaßen zufrieden stellend hohe Summe aufzubringen. Ich gehöre nicht dem Finanzadel an, Mr. Roxano.«

»Ich bekomme mein Geld von einer anderen Seite«, antwortete Roxano. »Glauben Sie mir, ich würde keinen Finger rühren, wenn der Profit nicht hoch genug wäre.« Jane verschränkte die Arme vor der Brust. Sie merkte, daß sie immer noch ihren Schuh in der Hand hielt und zog ihn an.

»Folgen Sie mir jetzt!« verlangte Roxano.

Da schoß dem Mädchen plötzlich eine Idee durch den Kopf, die ihr nicht mal so übel vorkam.

Roxano schien sich ihrer völlig sicher zu sein, deshalb verzichtete er darauf, sie erneut in Trance zu vorsetzen. Das war vielleicht Janes Chance. Roxano zwang ihr nicht mehr seinen Willen auf.

Sie konnte frei entscheiden. Schnell löste sie sich von der Wand und verließ mit ihm die Zelle, in der sie viele Stunden zugebracht hatte.

Roxano brachte sie zu einer Treppe. Er ging mit ihr nach oben. Sie gelangten in eine großzügige Halle. Jane Collins sah das hohe Tor, das in die Freiheit führte.

Sie faßte neuen Mut. Da sie ausgebildet war in fast allen Kampfsportarten, mußte es ihr doch möglich sein, Roxano auszuschalten. Sie schaute den grobschlächtigen Mann von der Seite her an.

Er war voll Vertrauen. Das war der Moment, den Jane nicht ungenützt verstreichen lassen wollte. Sie stieß Roxano blitzschnell den Ellenbogen in den Magen. Der schwere Mann sank zu Boden.

Er grunzte und japste nach Luft. Jane Collins ließ ihre Hand herabsausen. Sie traf den Nacken Roxanos. Der Mann torkelte. Er versuchte, Jane zu packen. Sie federte jedoch zur Seite, ließ ihn leer

laufen, ergriff ihn und hebelte ihn herum. Hart schlug er zu Boden.

Ohne sich weiter um Roxano zu kümmern, wirbelte Jane herum. Mit langen Sätzen eilte sie auf das hohe Tor zu. Dahinter lag die Freiheit. Die Rettung.

Jane erreichte das Tor atemlos, wollte es aufreißen, doch es war abgeschlossen und der Schlüssel steckte nicht. Erschrocken erkannte sie, daß sie nun doch nicht aus Roxanos Haus fliehen konnte.

Der Mann stand soeben wieder auf. Jane fürchtete seinen hypnotischen Blick, mit dem er alle ihre Chancen zunichte machen konnte. Sie mied es, Roxano anzusehen. Sie stürmte an ihm vorbei und jagte die Treppe zum Obergeschoß hinauf. Roxano folgte ihr fluchend.

»Es hat keinen Zweck!«, plärrte er zornig. »Sie entkommen mir nicht, Miss Collins!«

Das Mädchen glaubte ihm nicht. Irgendeine Möglichkeit mußte es geben, von hier fort zu kommen. Jane hetzte auf eine Tür zu. Wenn sie aus dem Fenster stieg und an der Fassade hinunterkletterte, war ihr die Freiheit gewiß.

Die Detektivin riß die weiße Tür auf, rannte in den dahinter liegenden Raum, schleuderte die Tür hinter sich zu.

Plötzlich vernahm sie Roxanos triumphierendes Gelächter, das bei ihr eine unangenehme Gänsehaut hervorrief, und sie hörte den Kerl vergnügt brüllen: »Genau da wollte ich dich haben! Jetzt sitzt du in der Falle!«

***

Ich erwachte und hatte dieselben Zustände, die ich immer habe, wenn ich aus der schwarzen Ohnmacht langsam wieder auftauche. Ich fühlte mich elend. Ein ekelhaftes Würgen war in meinem Hals. Mein Schädel brummte und schmerzte. Die Zunge war pelzig, und ich konnte mir im Moment nicht erklären, was eigentlich passiert war.

Aber das blieb nicht lange so.

Allmählich setzte die Erinnerung wieder ein. Ich wußte wieder, daß ich mit Maeve Easton durch die düsteren Arkaden geschlichen war und sie mir eine schwarze Öffnung gezeigt hatte. Dann war ich niedergeschlagen worden.

Von wem?

Wo war Maeve hingekommen? War auch sie niedergeschlagen worden? Sofort begannen in mir die Gewissensbisse zu nagen. Ich hatte Maeve nicht mitnehmen wollen, aber sie hatte es sich nicht nehmen lassen mitzukommen.

Das hatte sie nun davon. Ich war nicht in der Lage gewesen, gut genug auf sie aufzupassen, ich hatte nicht einmal meine Niederlage verhindern können.

Und nun war ich hier.

Wo war ich eigentlich?

Ich vernahm ein Knirschen und Klappern. Ich fühlte mich eingeengt. Ganz in meiner Nähe wurde gearbeitet. Erst jetzt fiel mir auf, daß ich immer noch die Augen geschlossen hatte.

Behutsam öffnete ich sie.

Ich machte mich auf eine schlimme Überraschung gefaßt, und ich wurde bei Gott nicht enttäuscht. Was ich zunächst nur wie durch einen trüben Schleier, dann aber immer klarer sah, versetzte mir einen argen Schock.

Ich spürte, daß ich an Armen und Beinen gefesselt war, und obwohl ich bis vor wenigen Augenblicken ohne Bewußtsein gewesen war, stand ich auf den Beinen. Ich war in einer engen, kalten Mauernische die soeben von jemandem zugemauert wurde. Klatsch. Die Kelle schleuderte neuen Mörtel auf die vor mir aufgeschichteten Ziegel. Ein neuer Stein wurde aufgesetzt. Klatsch. Und der nächste. Die Mauer, die vor mir aufgezogen wurde, überragte mich bereits, so daß ich nicht erkennen konnte, wer mich auf diese grausame Weise beseitigen wollte. Ich drückte mühsam meine weichen Knie durch und richtete mich so weit wie möglich auf.

Und dann sah ich, wer so eifrig an meinem Untergang arbeitete.

Es war niemand anders als Maeve Easton.

Ich verstand die Welt nicht mehr.

***

»Maeve!« stieß ich fassungslos hervor. Meine Stimme kratzte. Ich hatte noch Mühe, mich verständlich zu machen.

Das Mädchen stieß ein hexenhaftes Gelächter aus. »Da staunst du, was? Du bist mir wie ein Tölpel in die Falle gegangen, John Sinclair. Der berühmte Geisterjäger hat sich wie ein Anfänger benommen.«

»Haben Sie mich niedergeschlagen?« fragte ich verdattert.

»Natürlich. Wer denn sonst?«

»Dann haben Sie gar keine Mädchenschreie in der Abtei gehört.«

»Niemals!« rief das Mädchen vergnügt.

»Maeve, warum tun Sie das?« fragte ich erschüttert.

»Kannst du dir das nicht denken, Sinclair? Ich bin kein gewöhnliches Mädchen. Ich bin eine Braut des Satans. Eine Hexe.« Sie starrte mich mit haßsprühenden Augen an. »Du hast genug Unheil unter meinen Brüdern und Schwestern angerichtet, John Sinclair. Es ist endlich an der Zeit, daß dir jemand die Rechnung dafür präsentiert! Du wirst sterben, Geisterjäger! Hier auf diesem alten Friedhof der Abtei. Niemand wird wissen, wo du hingekommen bist. Wir haben alles hervorragend vorbereitet, wie du siehst. Gestern Nacht, als du meinen Dämonenbruder verfolgt hast, habe ich dich von ihm abgelenkt. Mein

Schrei hat dich davon abgehalten, ihn weiter zu verfolgen. Ich erzählte dir, er habe sich in Luft aufgelöst, doch das war gelogen. Dazu war der Dämon nämlich gar nicht fähig.«

Die Hexe kicherte gemein.

Klatsch. Sie warf mit der Kelle wieder neuen Mörtel auf die Ziegel, setzte den nächsten Stein auf. Die Mauer wuchs besorgniserregend schnell. Es fehlten nicht mehr viele Steine.

Was dann?

Wie sollte ich aus dieser Nische herauskommen? Ich war gefesselt, und die Mauer würde allen meinen Bestrebungen freizukommen standhalten.

»Wir haben geschickt die Fäden gezogen, Geisterjäger!« lachte die Hexe. »Du hast an diesen Fäden gehangen, ohne es zu merken. Ich kam hierher, um alles für deinen Tod vorzubereiten, und nun steht dein Ende kurz bevor. Es gibt kein Entrinnen mehr für dich, Sinclair. Dein Tod ist dir absolut sicher!«

»Wo sind die beiden Mädchen?« fragte ich benommen.

»Nicht hier«, kicherte Maeve. Klatsch. Ein weiterer Stein.

»Was wird hier überhaupt gespielt?« fragte ich die Hexe.

»Wir sind ein bestens organisiertes Team«, tönte Maeve Easton. Ich konnte immer noch nicht begreifen, daß es ihr gelungen war, mich so geschickt zu täuschen. Ich war auf ihr hübsches Gesicht hereingefallen, auf ihre hilfebedürftige Art, auf ihr nettes Wesen.

»Welche Ziele verfolgt ihr?« wollte ich wissen.

Maeve setzte zuerst einen neuen Stein auf, ehe sie antwortete: »Wir arbeiten mit Mr. Roxano zusammen.«

Roxano. Ich erinnerte mich wieder an den Namen. Er war einer jener Leute, die einen Hubschrauber besaßen. Er hatte Jane hierher gebracht oder bringen lassen. »Was macht Roxano?« fragte ich heiser.

»Er handelt mit Seelen.«

Mir rieselte es eiskalt über den Rücken, als ich daran dachte, daß Roxano auch mit der Seele meiner Freundin sein verfluchtes Geschäft machen wollte. Jill Grabowski und Jane Collins waren einem Seelenhändler ins Netz gegangen. Und wer weiß, wie viele Menschen Roxano sich noch geholt hatte.

»Wo befindet sich Jane?« fragte ich die Hexe.

»Bei Roxano«, sagte Maeve lachend. »Er wird auch ihre Seele an den Höllenfürsten verschachern, und du, John Sinclair, wirst nicht in der Lage sein, es zu verhindern.« Ich zerrte verbissen an meinen Fesseln, doch die Stricke schnitten nur noch schmerzhafter in mein Fleisch. Das war alles, was ich damit erreichte.

»Ihr Bestien!« schrie ich.

»Dein Ende wird in zweifacher Hinsicht schlimm sein«, sagte Maeve begeistert. »Du wirst neben deinen körperlichen Qualen auch noch

geistige erleiden. Während du langsam verrecken wirst, wird dich die Sorge um Jane Collins langsam zu Tode foltern. Was sagst du dazu? Haben wir uns das nicht prima ausgedacht, Sinclair? Nun erhältst du endlich die Strafe, die dir lange schon zusteht. Du hast dich viele Jahre gegen uns behaupten können, aber deshalb hattest du den Erfolg nicht für ewige Zeiten gepachtet. Wir wußten, daß wir dich eines Tages kriegen würden, und nun haben wir dich. Der Schwarze Tod, dein erbitterter Feind, wird frohlocken, wenn er von deinem qualvollen Ende erfährt. Er wird uns mit Geschenken überhäufen und wird mich mit seiner Gunst belohnen.«

Natürlich. Der Schwarze Tod, die rechte Hand des Teufels, würde sich in seine verdammte Knochenfaust lachen.

Er hatte bereits einige Male alles Mögliche inszeniert um mich fertigzumachen. Es war immer nur beinahe geglückt.

Doch nun…

Maeve würde schaffen, was dem Schwarzen Tod nicht gelungen war. Ich hatte keine Chance mehr.

Es sei denn…

Vielleicht konnte mich ein Arrangement noch retten. Die letzten Steine wurden aufgemauert. Drei Steine noch, dann war ich vollends hinter dieser gottverdammten Mauer verschwunden.

»Maeve!« rief ich. Ich konnte die Hexe nicht mehr sehen.

»Was willst du noch? Ich denke, zwischen uns ist alles gesagt, Sinclair!«

»Maeve, wenn du mich verschonst, würde ich vergessen, daß du mit dieser Höllenbrut gemeinsame Sache gemacht hast. Ich würde dir dein Leben lassen. Du könntest dich mit mir verbünden. Ich würde dir die Möglichkeit geben, dich zu rehabilitieren. Wir würden Roxano und sein Team der Verdammten gemeinsam zur Strecke bringen. Du könntest ein neues Leben beginnen. Ein Leben, das nicht mehr auf die Macht der Hölle angewiesen wäre.«

Die Hexe lachte mich aus.

»Nichts zu machen, Sinclair!« schrie sie. »Mein Leben behalte ich sowieso. Und ich mag der Hölle nicht abschwören. Im Gegenteil. Ich will mich noch mehr als bisher um sie verdient machen. Roxano kann für immer auf mich zählen. Er wird sein Geschäft mit den Seelen ausweiten. Er wird damit ein Vermögen machen. Und der Satan wird daran seine wahre Freude haben!«

»Eines Tages wird ein anderer kommen und euren verdammten Ring zerschlagen!« sagte ich hart.

»Er wird bei diesem Vorhaben genauso Schiffbruch erleiden wie du, Sinclair!« behauptete Maeve. »Ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin, daß ich es sein darf, die dich zur Strecke bringt, Geisterjäger. Meine Brüder und Schwestern werden mich auf ihren Schultern durch

die Dimensionen des Grauens tragen und rufen: ›Seht her! Seht alle her! Das ist Maeve. Sie hat es geschafft, den gefährlichen Geisterjäger fertigzumachen!‹ Glaub mir, Sinclair, nichts kann mich mehr befriedigen als dein qualvoller Tod!«

Sie setzte die letzten Steine auf.

Das Tageslicht verschwand. Dunkelheit umfing mich, und mir brach der eiskalte Schweiß aus allen Poren…

***

Jane Collins blickte sich erschrocken um. Sie befand sich in einem kleinen Raum, dessen Wände mit Spiegeln verkleidet waren. Bis zur Decke hinauf. Roxano hatte draußen gerufen, daß er sie genau hier drinnen haben wollte.

Jane trat an die Tür, die sie vorhin hinter sich zugeworfen hatte. An der Innenseite gab es keine Klinke. Die Tür war glatt. Man konnte sie von dieser Seite nicht aufmachen.

Du sitzt tatsächlich in der Falle, dachte die blonde Detektivin erschrocken. Was nun? Weshalb wollte Roxano sie in diesem Raum haben? Jane drehte sich um. Sie trat vor einen der Spiegel und betrachtete sich darin.

Ihr Haar war zerzaust. Ihr Kleid war verknittert und wies Schmutzflecken auf. Das Blut an ihrer Wade war eingetrocknet. Deutlich war noch die Bißwunde jener Riesenratte zu sehen.

Jane beschlich mit einemmal ein eigenartiges Gefühl. Sie konnte es nicht definieren. Eine furchtbare Bedrohung schien von diesen hohen Spiegeln auszugehen.

Die Detektivin beobachtete ihr Gesicht. Grauen verzerrte mehr und mehr ihre hübschen Züge. Angst und Entsetzen schimmerten in ihren weit aufgerissenen Augen. Ihre Spiegelbilder schienen plötzlich eine feindselige Haltung ihr gegenüber einzunehmen.

Die Spiegel, die Jane Collins umgaben, wurden trübe.

Und im selben Moment stürzte ein Höllenlärm von der Decke auf das verstörte Mädchen herab. Jane warf den Kopf hoch. Der Lärm war ohrenbetäubend und kaum zu ertragen.

Schrille Klänge. Gekreische, Gebrüll. Ein Krachen, Hämmern und Dröhnen erfüllte den kleinen Raum, dessen Spiegelwände immer näher zusammenzurücken schienen. Der Lärm peinigte das Mädchen schrecklich. Jane preßte ihre Hände auf die schmerzenden Ohren, doch das nützte nichts. Sie wurde von den furchtbaren Geräuschen beinahe verrückt. Sie taumelte. Sie nahm ihre Umgebung nur noch vage wahr.

Und plötzlich setzte ein mörderischer Sog ein. Dieser Sog war so gewaltig, daß sich Jane Collins verzweifelt gegen ihn stemmen mußte, um nicht auf einen der Spiegel gerissen zu werden.

Es zerrte und zog sie nach vorn. Jane kämpfte verbissen dagegen an. Sie spürte einen unwahrscheinlich starken Druck auf ihrer Brust und eine Sekunde später schien ihr Brustkorb mit einem dumpfen Knall aufzuplatzen, jedenfalls hatte Jane, die keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte, dieses furchtbare Gefühl.

Etwas raste aus ihrem Körper.

Das Mädchen verspürte einen unbeschreiblichen Schmerz – und gleichzeitig wußte Jane Collins, daß ihr soeben eine unheimliche Gewalt die Seele aus dem Leib gerissen hatte…

***

Suko saß auf seiner schweren Harley Davidson. Er lenkte die knurrende Maschine in die nächste Rechtskurve, drehte mit Gefühl am Gasgriff und spulte die letzten Kilometer bis nach Aberystwyth herunter. Der Hüne trug einen klobigen Sturzhelm auf dem Kopf. Dadurch sah er aus wie ein Wesen von einem anderen Stern. Das Visier war nach unten geklappt. Mücken klebten auf dem leicht getönten Glas.

Die Ortstafel kam in Sicht.

ABERYSTWYTH.

Suko drosselte das Tempo. Er fuhr die breite Hauptstraße entlang, kam an der Universität vorbei und erreichte wenig später das »White Horse«-Hotel. Dort fragte er nach John Sinclair. Die Antwort war negativ. Also schwang Suko sich wieder in den Sattel und kurvte zum »Bellevue Royal« weiter.

Hier brauchte er erst gar nicht nach John zu fragen, denn Sinclairs silbermetallicfarbener Bentley stand genau vor der Tür.

Der Chinese klemmte sich den Sturzhelm unter den Arm und betrat das Hotel. Er fragte den Mann an der Rezeption: »Ist Mr. Sinclair da?«

Der Mann wandte sich um, warf einen Blick auf das Schlüsselbrett und schüttelte sodann den Kopf. »Nein, Sir. Mr. Sinclair ist nicht auf seinem Zimmer.«

»Welche Nummer hat er?« fragte Suko.

»311.«

»Ist 312 frei?«

»Ja, Sir.«

»Dann nehme ich es«, sagte der Chinese. Er holte seine Reisetasche herein und begab sich wenig später nach oben. John war nicht da. Das war weiter nicht tragisch.

Suko wollte auf die Rückkehr des Freundes in der Hotelbar warten.

Er konnte nicht wissen, daß John nicht die Möglichkeit hatte, in sein Hotel zurückzukehren…

***

Das war’s dann wohl! dachte ich gallebitter. So viele Abenteuer hatte

ich schadlos überstanden. Außer ein paar Blessuren war in den meisten Fällen nichts zurückgeblieben, doch nun…

Maeve war mit einer eiskalten Gründlichkeit ans Werk gegangen und da es ihr gelungen war, mich so gekonnt zu täuschen, war es für sie ein leichtes gewesen, mich in die Falle zu locken und auszuschalten.

Meine Kehle war wie zugeschnürt.

Ich habe keine Angst vor dem Tod. Wenn ich mich davor fürchten würde, hätte ich diesen gefährlichen Job niemals annehmen dürfen.

Es war die Art, wie ich sterben sollte, die mir zusetzte.

Lebendig eingemauert!

Ich gebe zu, ich befinde mich nicht zum erstenmal in einer solch fatalen Situation. Man hatte schon mal versucht, mich lebendig zu begraben[1], und mir fiel jede Einzelheit von damals wieder ein: wie der Sarg langsam in die Grube sank, wie sie Erde – Schaufel für Schaufel – auf die Kiste warfen, in der ich lag, wie ich verzweifelt versucht hatte, den verdammten Deckel hoch zu drücken, ohne daß es mir gelungen wäre.

Damals hatte mich der Schwarze Tod zu sich in die Dämonenwelt geholt, und es war mir schließlich mit großer Mühe geglückt, ihm noch einmal zu entkommen. Doch diesmal saß ich fest.

Niemand würde sich mehr um mich kümmern.

Ich war dazu verurteilt, auf mein Ende zu warten. Würde ich ersticken? Verhungern? Verdursten? Auf welche Weise würde ich mein Leben verlieren? Würde mich die Sorge um Jane wahnsinnig machen?

Da stand ich hilflos in diesem verdammten engen, schwarzen Loch, konnte mich kaum bewegen, war an Armen und Beinen gefesselt.

Bisher war es mir immer irgendwie gelungen, kritischen Situationen zu entfliehen. Manchmal im allerletzten Moment, aber wer fragte später danach. Hauptsache, ich hatte es einmal mehr geschafft, dem Totengräber von der Schippe zu springen.

Aber heute, auf diesem alten Friedhof, würde sich mein Schicksal erfüllen.

Bruchstückhaft schwebte die Erinnerung an mein Leben an mir vorbei. Ich erinnerte mich an meine erbitterten Kämpfe gegen Doktor Tod.

Ich sah mich im Nachtclub der Vampire[2], erlebte noch einmal meinen mörderischen Kampf gegen den Vulkanteufel von Hawaii[3] und entsann mich des Ärgers, den ich mit dem Mörder mit dem Januskopf gehabt hatte.[4]

Unzählige Bilder schossen an meinem geistigen Auge vorbei, und mir fiel ein, daß vor den Augen Ertrinkender das ganze Leben noch einmal blitzschnell abrollt. Überlebende haben das berichtet.

War das etwa nicht nur bei Ertrinkenden so?

War auch mein Ende bereits nahe?

***

Suko nuckelte an seinem Drink. Er blickte auf seine Uhr. Seit einer Stunde saß er nun schon in der Hotelbar. John war immer noch nicht aufgekreuzt. Allmählich wurde mein Freund unruhig. Er drehte das Glas zwischen seinen mächtigen Pranken hin und her.

Über seiner Nasenwurzel kerbte sich eine V-Falte in die glatte Stirn.

Paul Lindsays Worte fielen ihm wieder ein: »Sinclair wird ein schreckliches Ende nehmen. In Aberystwyth. Auf dem alten Friedhof der aufgelassenen Abtei. Es ist alles schon für seine Vernichtung vorbereitet…«

Mit einem Schluck leerte der Chinese sein Glas. Vielleicht befand sich John bereits auf diesem alten Friedhof. Suko erhob sich. Er hatte ein unangenehmes Prickeln im Nacken.

Der Keeper im weißen Dinnerjackett warf dem Hünen einen kurzen Blick zu. Suko legte das Geld für den Whisky auf den Tresen und winkte den dunkelhaarigen, schlanken Mann näher an sich heran.

»Sir?« sagte der Keeper und wollte Suko das Wechselgeld geben.

Der Chinese schüttelte den Kopf. »Lassen Sie nur, das stimmt so.«

»Vielen Dank, Sir.«

»Könnte ich wohl von Ihnen eine Auskunft bekommen?«

»gewiß, Sir. Jede.«

»Zur alten Abtei. Wie muß ich da fahren?« erkundigte sich Suko.

Der Mann beschrieb ihm den Weg. Suko bedankte sich und verließ die Hotelbar. Ein klapperdürrer Bursche blickte dem Hünen neidvoll nach. So breite Schultern hätte er auch gern gehabt.

Der Chinese setzte sich auf seine Harley Davidson und fuhr genauso, wie es ihm der Keeper gesagt hatte. Er brauchte nicht länger als sieben Minuten bis zur Abtei.

***

Ich stemmte mich verbissen gegen die Mauer. Ich drückte mit aller Kraft dagegen. Der Schweiß rann mir in salzigen Bächen übers Gesicht. Es wurde heiß und stickig in meinem engen, schwarzen Gefängnis.

Ich fragte mich, wieviel Sauerstoff sich hier drinnen befand. Für wie viele Stunden würde die Luft reichen? Wann würde sie knapp werden? Wann würde mich der Stickstoff, den ich mit jedem Atemzug ausstieß, ganz langsam umbringen?

Meine Knie schmerzten höllisch, doch ich gab nicht nach. Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen die von der Hexe errichtete Mauer. Vergeblich.

Ich mußte aufgeben. Keuchend entspannte ich mich – und dieses Keuchen stahl mir den Sauerstoff noch schneller. Eigentlich brachte

ich mich selbst um. So paradox das auch klingen mag, war es so. Mein eigener Körper tötete mich, indem er der Luft den lebensnotwendigen Sauerstoff entzog und ihn in meinen Lungen zu Stickstoff umwandelte…

Ich hatte mir schon einige Male die Frage gestellt, wie ich wohl eines Tages enden würde, und mir waren zu diesem wenig erfreulichen Thema die seltsamsten Ideen gekommen, daß ich aber einmal auf diese grausame Weise umkommen sollte, das war mir niemals in den Sinn gekommen.

Ächzend versuchte ich, meine Hände freizubekommen. Der Strick scheuerte meine Handgelenke auf. Ich bemerkte, daß ich zu bluten begann. Aber der Strick war dermaßen widerstandsfähig, daß er mir die Knochen durchgesägt hätte, wenn ich weitergemacht hätte.

Blieb mir wirklich nur noch die Resignation?

***

Suko blickte sich suchend um. Er umrundete die Ruine der alten Abtei und gelangte auf den kleinen Friedhof, der sich hinter ihr erstreckte.

Dort gab es schräg im Erdreich steckende Grabkreuze, verwahrloste Gräber, umgeworfene und verwitterte Grabsteine – aber weit und breit kein Lebewesen. Hier sollte John Sinclair sterben.

Auf welche Weise? fragte sich der Chinese. Alles sollte für Johns Ende bereits vorbereitet sein. Suko begann, Spuren dieser Vorbereitungen zu suchen. Jede Gruft nahm er in Augenschein. Nicht nur von außen, denn Suko war ein gründlicher Mann. Er sah sich auch im Gruftinnern genau um, ehe er seinen Weg über den Friedhof fortsetzte.

Während der ganzen Zeit war er auf der Hut.

Der Friedhof konnte bewacht sein. Ein Angriff erschien dem Chinesen deshalb nicht ausgeschlossen.

Der Wind fauchte ihm ins Pfannkuchengesicht und zerzauste sein schütteres schwarzes Haar, als er aus der dritten Gruft trat. Der Hüne brachte seine Frisur mit den Fingern wieder in Ordnung und setzte erst dann seinen Weg fort.

Plötzlich stutzte er. Vor ihm lag eine Maurerkelle auf dem Boden. Feuchter Mörtel glänzte noch darauf. Suko machte sich sofort den richtigen Reim darauf.

Rasch hob er die Kelle auf. Er blickte sich um. Irgendwo müßten eigentlich Maurerspuren zu entdecken sein. Dort! Die Friedhofsmauer wies mehrere Nischen auf, und eine dieser Nischen, in die gerade ein aufrecht stehender Mann paßte, war zugemauert worden.

Suko rannte auf die neue Mauer zu.

Er war davon überzeugt, daß sich John Sinclair dahinter befand. Tot

oder lebendig? Diese Frage quälte den Chinesen im Moment. Beunruhigt erreichte er die Mauer.

Er hoffte, noch nicht zu spät dran zu sein, und er ärgerte sich darüber, daß er eine volle Stunde nutzlos in der Hotelbar herumgelungert hatte, während John hier seiner Hilfe dringend bedurft hatte.

Suko schleuderte die Kelle auf den Boden. Er griff in die Hosentasche und brachte sein Springmesser zum Vorschein. Atemlos stieß er die Klinge in den noch weichen Mörtel.

Er kratzte das schlammige graue Zeug aus der Ritze heraus, hob den Ziegel an, riß ihn aus der Mauer. Mit dem zweiten Ziegel hatte er schon weniger Schwierigkeiten. Nachdem er den dritten Ziegel entfernt hatte, rief er: »John!«

»Ja!« kam es dünn zurück.

Sukos Herz schlug hoch oben im Hals. Er arbeitete, so schnell es ihm möglich war. Bald lagen eine Menge Ziegel vor der Mauer. Suko sah Johns schweißbedecktes Gesicht und atmete erleichtert auf.

»Da kann ich nur sagen: dem Himmel sei Dank«, ächzte der Hüne und trug die Mauer noch weiter ab…

***

Sukos Messer durchschnitt meine Fesseln. Ich blickte meinen Freund und Kampfgefährten erleichtert an und wollte wissen, woher er gewußt hatte, daß ich auf diesem Friedhof mein Ende finden sollte.

Er erzählte mir von Paul Lindsay, was mit dem geschehen war und was dieser ihm gesagt hatte. Ich wischte mir den Schweiß vom Gesicht und berichtete meinem Freund anschließend, was ich inzwischen erlebt und in Erfahrung gebracht hatte. »Dann kaufen wir uns jetzt die verfluchte Hexe!« stieß der Chinese mit funkelnden Augen hervor.

Doch ich schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?« fragte mich Suko irritiert. »Sie hat dir doch verraten, wo sie wohnt. Du hast doch nicht etwa die Absicht, sie zu verschonen, nach alledem, was sie dir angetan hat.«

»Keine Sorge, die kriegt, was ihr zusteht«, knurrte ich. »Aber zuerst müssen wir uns um Jane kümmern. Sie wird in Roxanos Wohnung gefangen gehalten.«

Wir verließen den Friedhof.

Ich merkte, daß ich etwas wackelig auf den Beinen war, aber aus Erfahrung wußte ich, daß sich das bald wieder geben würde. Ich bin nicht zimperlich. Ich kann einiges vertragen. Und wenn es um das Leben von Jane geht, wachse ich geradezu über mich hinaus.

Suko startete seine Harley Davidson.

Ich setzte mich hinten drauf. Er ließ die Maschine abzischen, und wenn ich mich nicht so gut an ihm festgehalten hätte, hätte er mich

bei diesem Blitzstart wahrscheinlich verloren.

Dasselbe Bild bot sich mir noch mal. Wieder lag der ewige Friede auf Roxanos Grundstück, und die Fensterläden waren geschlossen. Roxano wollte der Welt weismachen, daß er nicht daheim war.

Da Maeve gesagt hatte, Jane Collins würde sich in seinem Haus befinden, vergaß ich, daß ich eigentlich nicht das Recht hatte, mir gewaltsam Einlaß zu verschaffen.

Außerdem ging es in diesem Fall um ein höheres Rechtsgut als Eigentum. Ein Leben stand auf dem Spiel.

Suko und ich konnten nur hoffen, daß der Kerl Janes Seele noch nicht verkauft hatte. Wir überkletterten das Gittertor und eilten auf das große Haus zu. Ich fand einen Fensterladen, der schlecht schloß. Ich hob ihn leicht an, und es gelang mir, ihn zu öffnen.

Den Rest machte Suko mit seinem Messer.

Er kitzelte den Riegel hoch und wir konnten in das friedliche Gebäude des Mr. Roxano einsteigen. Der Bursche war mit Dämonen im Bunde. Er machte hundsgemeine Geschäfte mit ihnen.

Deshalb gingen wir gegen ihn so vor, wie es in dieser kritischen Lage angeraten war. Schließlich brauchten wir einen durchschlagenden Erfolg, wenn wir Jane Collins noch retten wollten.

Und Jill Grabowski?

Bestand für sie noch irgendeine Hoffnung?

Wir standen in der großen Halle. Suko flüsterte mir zu: »Ich schlage vor, wir trennen uns. Getrennt marschieren, vereint zuschlagen.«

»Okay«, nickte ich.

»Ich nehme mir den Keller vor.«

»Und ich das Obergeschoß. Das Erdgeschoß sehen wir uns dann gemeinsam an.« Ich eilte auf die Treppe zu, die nach oben führte. Wie ich es vorausgesehen hatte, fühlte ich mich bereits wieder topfit. Vergessen waren die bangen Minuten in meinem engen Gefängnis. Vergessen waren auch die schmerzenden, blutigen Handgelenke.

Ich mußte Jane finden und Roxano für die Entführung zur Verantwortung ziehen.

***

Suko schlich durch die Dunkelheit des Kellers. Er öffnete jede Tür, an der er vorbeikam, sah sich in den dahinter liegenden Räumen gründlich um. Seine Augen hatten sich schnell an die Finsternis gewöhnt. Er sah hier unten wie eine Katze. Während er den breiten Kellergang entlang huschte, beschlich ihn ein unangenehmes Gefühl. War er allein hier unten? Er hatte nicht den Eindruck. Irgend etwas oder irgend jemand lag in diesem Keller auf der Lauer.

Suko gelangte an eine offen stehende Tür. In dem darunter liegenden Raum glaubte er, die Spur eines zarten Parfümgeruchs

wahrzunehmen. Er kannte den Duft. Jane verwendete ihn.

Sie mußte sich in diesem Raum aufgehalten haben. Wo war sie jetzt?

Suko wandte sich um. Er fühlte sich angestarrt, konnte aber niemanden entdecken. Mit grimmiger Miene ballte er die Fäuste. Wenn einer sein Glück an ihm versuchte, würde er es ihm mit den Fäusten heimzahlen.

Der Chinese setzte seinen Kellerrundgang fort. Nirgendwo konnte er einen weiteren Hinweis auf Jane finden. Auch Roxano verbarg sich nicht hier unten. Aber vielleicht jemand anders.

Sukos Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Er erwartete jede Sekunde einen Angriff.

Da! War da nicht eben ein unglückliches Seufzen zu hören gewesen? Der Hüne fuhr herum.

Nichts. Nur Stille und Dunkelheit.

Plötzlich setzten in Sukos Kopf hämmernde Schmerzen ein. Er ächzte. Sein Gesicht verzerrte sich. Er griff sich benommen an die pochenden Schläfen. Was war das?

So schreckliche Schmerzen hatte Suko in seinem ganzen Leben noch nicht gehabt. Ihm war, als hätte ihm jemand heißes Wasser über den Kopf gegossen.

Er wankte und mußte sich an die Wand lehnen. Die Luft wurde ihm knapp. Die Augen quollen ihm aus dem Kopf. Er torkelte den Gang zurück, auf die Kellertreppe zu, denn hier unten hielt er es nicht mehr länger aus.

Sein Herz flatterte. Eine wahnsinnige Kälte erfaßte ihn und ließ ihn mit den Zähnen klappern. Benommen erreichte er die Kellertreppe. Ein furchtbarer Druck setzte in seinem Kopf ein. Er konnte nicht mehr denken. Ihm drohte schwarz vor den Augen zu werden.

Er glaubte, er würde sterben.

»John!« röchelte er, aber es kam so leise über seine Lippen, daß Sinclair ihn unmöglich hören konnte. »O Gott, John!«

Suko drohte zusammenzubrechen. Er quälte sich die Stufen hinauf. Es schienen unendlich viele Stufen zu sein. Zu viele!

»John!«

Der große Chinese kämpfte um jeden Schritt. Zweimal wäre er beinahe nach hinten gekippt und rücklings die Treppe hinuntergefallen. Er bemühte sich um sein Gleichgewicht, während die Schmerzen in seinem Kopf immer furchtbarer wurden. Er hatte nicht geglaubt, daß sie sich noch steigern konnten und doch geschah es.

Und dann senkte sich eine undurchdringliche Schwärze auf ihn herab.

***

Ich fand ein Schlafzimmer, zwei Gästezimmer, drei Badezimmer – und einen Raum entdeckte ich, der nicht viel größer als eine Besenkammer war, und dessen Wände aus mir unvorstellbaren Gründen bis an die Decke mit Spiegeln verkleidet waren. Von Roxano keine Spur. Auch Jane Collins und Jill Grabowski konnte ich in keinem der Räume entdecken.

Maeve Easton hatte aber doch behauptet, Jane würde sich in Roxanos Haus befinden. Zu dem Zeitpunkt, als sie mir das gesagt hatte, hatte sie mir weiß Gott nichts mehr vorzulügen brauchen.

Ich war so gut wie tot gewesen.

Mit finsterer Miene machte ich kehrt. Vielleicht hatte Suko im Keller mehr Glück als ich. Ich eilte die breite Treppe hinunter. Suko war noch nicht da, deshalb nahm ich mir die Räumlichkeiten im Erdgeschoß allein vor.

Auch hier keine Spur von Roxano oder den Mädchen.

Ich trat in die Halle. Blieb mir nur noch die Hoffnung, daß Suko eine Entdeckung gemacht hatte, die uns weiterhalf. Er mußte meiner Ansicht nach etwas gefunden haben, sonst hätte er sich längst in der Halle wieder eingefunden.

Ruhelos wollte ich auf die Kellertreppe zueilen, da erschien Suko.

»Nun?« fragte ich meinen Freund ungeduldig.

Er sagte nichts.

»Hast du im Keller irgend etwas entdeckt?« wollte ich gespannt wissen. Er gab keine Antwort, kam mit schweren Schritten auf mich zu.

In mir brannte die Ungeduld. »So rede doch endlich!« herrschte ich meinen Freund an. Suko schien schwer geschockt zu sein. Er schien sich nicht auf mich konzentrieren zu können.

Was war ihm so tief unter die Haut gegangen?

»Suko!« sagte ich laut. »Herrgott noch mal, Suko!«

Er griff in die Hosentasche. Kommentarlos holte er sein Springmesser heraus. Die Klinge schnappte auf, und im selben Augenblick stach er auf mich ein…

***

Grenzenloser Hass verzerrte mit einemmal das Gesicht meines chinesischen Freundes, mit dem ich so viele Abenteuer Seite an Seite durch gestanden hatte. Plötzlich hatte er etwas gegen mich.

Suko war zu meinem erbitterten Todfeind geworden!

Mich überlief es eiskalt. Ich sah die blitzende Klinge auf meinen Bauch zusausen und hätte beinahe um den lebenserhaltenden Sekundenbruchteil zu spät reagiert.

Der Mann, der seit langem mit mir durch dick und dünn ging, wollte mich töten. Das traf mich hart wie ein Hammerschlag.

Atemlos brachte ich mich vor der Messerklinge in Sicherheit. Suko schnellte mir nach. Es gab für ihn nichts Wichtigeres, als mich tot zu sehen. Er setzte alles gegen mich ein, was er zu bieten hatte, und verdammt noch mal, das war eine ganze Menge.

Ich wehrte den nächsten Messerhieb ab und schlug nach Sukos Gesicht. Als ich ihn an der Wange traf, tat es mir selbst weh. Es widerstrebte mir, meinen Freund zu schlagen, aber ich war dazu gezwungen, weil ich sonst mein Leben verloren hätte. Er stierte mich mit seinen schwarzen Augen verächtlich an. Irgendeine geheimnisvolle Macht hatte dort unten im Keller von ihm Besitz ergriffen. Das Böse war in ihn gefahren, hatte ihn umgepolt und bediente sich seiner in diesem kritischen Augenblick.

»Suko!« brüllte ich meinen Freund an, doch er schien mich nicht zuhören. »Suko, laß das Messer fallen.«

Er dachte nicht daran.

Mit einem schnellen Schritt stand er vor mir. Die Klinge flitzte auf meine Brust zu. Ich hielt die Luft an, drehte mich zur Seite, das Messer schlitzte mein Hemd auf und riß mir auch die Haut blutig.

Ich versuchte, den Messerarm abzufangen, doch Suko hatte Bärenkräfte, er riß ihn sogleich wieder zurück, und mich hatte er beinahe mitgerissen, wenn ich nicht schnell wieder losgelassen hätte.

Ich wußte nicht, wie ich dem Hünen Herr werden konnte. Er war ein hervorragender Fighter. Die Mächte des Bösen machten sich ein höllisches Vergnügen daraus, zwei Freunde gegeneinander kämpfen zu lassen. Sie stellten jegliche Ordnung auf den Kopf.

Ich warf mich nach vorn. Meine Handkante traf den Chinesen. Suko wankte. Ich schlug noch einmal zu. So hart ich konnte. Es geschah zu meinem und zu Sukos Bestem, so paradox das auch klingen mag.

Keuchend trachtete ich danach, ihn zu entwaffnen. Ich boxte mit Volldampf, trieb meinen Freund zurück, stellte ihm ein Bein, er knallte auf den Boden, ich trat nach seiner Messerhand, doch er nahm sie blitzschnell zur Seite, und ich verfehlte sie.

Er war sofort wieder auf den stämmigen Beinen, und ich sah in seinen Augen, daß er nun nicht mehr zu fackeln gedachte. Er stach in meine Richtung. Ich sah die Klinge auf mich zurasen, blockte den Schlag ab und hämmerte meine Rechte auf Sukos Körper.

Er fiel auf die Knie.

Als ich Suko entwaffnete, tropfte mir der Schweiß von der Stirn. Mein Herz schlug bis in den Hals hinauf. Da wachte Suko aus der Bewußtlosigkeit auf.

Er rollte sich ab und erhob sich, Lauernd näherte er sich mir. Suko verlangte mir alles ab.

Ich wich Schritt für Schritt zurück, versuchte, mich zu konzentrieren, mich zu erholen.

Erneut ging Suko zum Angriff über. Mit einem gellenden Schrei warf er sich auf mich. Ich fing die Hiebe ab, nützte seinen Schwung aus, krallte meine Finger in sein Jackett, ließ mich rücklings fallen und beendete den Kampf mit einem Hebelgriff. Suko stürzte zu Boden und kam nicht mehr hoch.

Ich nahm sein Messer an mich. Meine Nerven vibrierten. Ich klappte die Klinge in den Griff und kletterte aus dem Fenster. Mir war, als hörte ich ein höhnisches Gelächter, das dünn aus dem Keller kam.

Mit grimmiger Miene kniete ich mich neben meinen benommenen Freund. Suko ächzte. Sein Pfannkuchengesicht wies etliche Schrammen auf. Auf der Stirn hatte er eine rote Beule.

Die Augenlider flatterten. Mein Freund blickte mich verdattert an. Ich fuhr mit dem Ärmel über mein Gesicht, um den lästigen Schweiß abzuwischen. Ich keuchte immer noch, als hätte ich soeben hundert Meter in einer Rekordzeit zurückgelegt. Suko gab sich friedlich.

Seit er sich nicht mehr in Roxanos Haus befand, schien der Bann, unter dem er gestanden hatte, gebrochen zu sein. Ich atmete erleichtert auf. Suko schaute sich verwundert um.

Er schien keine Ahnung zu haben, wie es dazu gekommen war, daß er hier vor dem Haus inmitten der glitzernden Glasscherben lag. »John«, preßte er mit belegter Stimme hervor.

»Wie geht es dir?« fragte ich besorgt.

»Was ist passiert, John?«

Ich sagte es ihm. Es fiel ihm schwer, mir zu glauben. Das war verständlich, schließlich waren wir unzertrennliche Freunde. Feindschaft hatte es zwischen uns noch nie gegeben.

Suko stand erschüttert auf. »Du mußt mir verzeihen, John…«, sagte er heiser.

Ich nickte. »vergiß es, Suko.«

»Ich konnte nichts für das, was ich tat.«

»Das weiß ich. Wir wollen nicht mehr darüber reden, okay?«

»Es fiel im Keller über mich her. Ich fühlte seine Nähe, und plötzlich war es in meinem Kopf.«

»Hauptsache, daß es da jetzt nicht mehr ist«, sagte ich erleichtert. Ich gab meinem Freund das Springmesser zurück. Er verwendete es nicht mehr gegen mich.

»Lieber Himmel«, sagte er benommen. »nicht auszumalen, wenn es mir gelungen wäre, dich…«

Ich bleckte die Zähne. Es sollte ein Grinsen sein, obgleich mir im Augenblick nicht besonders nach Heiterkeit zumute war. »Jetzt wissen wir endlich, wer von uns beiden der bessere Mann ist. Wie hätten wir das sonst jemals erfahren?«

Wir verließen Roxanos Grundstück, um zu Maeve Easton zu fahren. Sie mußte uns nun um jeden Preis verraten, wohin der Seelenhändler

seine Opfer brachte.

***

Dumpf tuckerte der alte Kutter durch die einsetzende Dämmerung. Er wiegte sich auf der Dünung des Atlantiks, war mit einer seltsamen, kostbaren Fracht unterwegs. Auf dem Deck standen Gestalten, deren Körper auf eine geheimnisvolle Weise transparent waren. Zehn, zwölf Männer und Frauen. Jung und alt. Wahllos gemischt, Seelenlose waren es, die zu einer kleinen Insel im weiten Atlantik unterwegs waren, um dort ihr bedauernswertes Dasein zu fristen. Vielleicht für immer. Niemand wußte, von wem das abhing.

Roxano stand auf dem Achterdeck und grinste zufrieden.

Eine neue Ladung war zur Insel der Seelenlosen unterwegs. Zum dritten Mal schon brachte der Seelenhändler eine einmalige Ware dorthin. Und in der kommenden Nacht sollten zum erstenmal die erbeuteten Seelen abgeholt werden.

Roxano rieb sich die Hände.

Das würde eine Menge Geld geben. Der Höllenfürst war nicht kleinlich, schließlich bekam er das Wertvollste, was ein Mensch besaß: dessen Seele.

Unglücklich blickten die durchsichtigen Menschen in ihre ungewisse Zukunft. Auch Jill Grabowski und Jane Collins waren unter der neuen Fracht des Seelenhändlers. Auch sie waren leer wie die anderen Gefangenen. Mit unendlich traurigen Mienen standen sie nebeneinander, schauten sich nicht an, starrten mit glanzlosen Augen geradeaus, zum Bug vor, wo ein Matrose stand und Ausschau nach der kleinen Insel hielt, die ihr Ziel war.

Der Kapitän des Kutters war ein häßlicher Gnom mit O-Beinen, verfilztem grauen Vollbart und buschigen Brauen, unter denen böse, gemeine Augen funkelten. Er war genauso habgierig wie Roxano.

Im Augenblick paffte er an seiner Pfeife. Roxano streifte ihn mit einem raschen Blick. »Sie können froh sein, daß ich mir Sie ausgesucht habe, Tarum. Ich hatte dieses gewinn trächtige Geschäft mit jedem anderen genauso gut aufziehen können, aber ich habe mich für Sie entschieden, weil Sie mir dafür der geeignetste Mann zu sein schienen.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar, Mr. Roxano.«

»Sie werden ein reicher Mann werden«, sagte Roxano.

Der Kapitän grinste. »Das hoffe ich.«

»Sie werden eine Menge Geld verdienen.«

»Wundervolle Aussichten«, lachte Kapitän Tarum.

»Vergessen Sie darüber aber niemals, wer es Ihnen ermöglicht hat, reich zu werden, sonst würde Ihnen das eines Tages verdammt leid tun!« Die Warnung war hart und unmißverständlich.

Der Kapitän beeilte sich zu sagen: »Ich bin loyal, Mr. Roxano. Ich stehe so lange hinter Ihnen, solange Sie es wünschen.«

»Dann ist es ja gut. Ich wünsche keine Eigenmächtigkeiten, und wenn ich jemals erfahren sollte, daß Sie auf die Idee gekommen sind, mich übers Ohr zu hauen, würden Sie mit strengen Sanktionen zu rechnen haben.«

Kapitän Tarum lachte. »Ich bin doch nicht verrückt. Ich habe Ihnen mein Wort gegeben, daß Sie sich hundertprozentig auf mich verlassen können, und dazu stehe ich bis in alle Ewigkeit.«

Roxano nahm diese Worte zufrieden nickend zur Kenntnis.

Der Matrose am Bug rief ihnen etwas zu. Der Seelenhändler reckte den Hals und erblickte in der Ferne die kleine Insel. Sie wuchs aus dem Dunst der Dämmerung. Ein kleines, unscheinbares Eiland, im Westen flach, nach Osten hin leicht ansteigend und dann mit steilen Klippen ins brandende Meer abfallend.

Das war die Insel der Verlorenen.

Von da gab es für die Unglücklichen kein Zurück mehr.

Roxano rieb sich abermals die Hände. »Noch heute Nacht werde ich mehr als dreißig Seelen in die Hölle schicken, Kapitän. Ein beachtlicher Anfang, was?«

Der bärtige, o-beinige Mann nickte grinsend. »Das kann man wohl sagen.«

***

Wir erreichten das Haus, von dem Maeve Easton gesprochen hatte. Sie hatte mir erzählt, sie würde bei einer Freundin wohnen, doch als wir dort ankamen, war sie allein daheim. Vermutlich war ihre Freundin ebenfalls eine Hexe, die mit Roxano gemeinsame Sache machte.

Nun, diesem Treiben wollten Suko und ich nun ein für allemal ein Ende setzen. Ich sprang von der Harley Davidson meines Freundes. Wir eilten auf den Eingang des allein stehenden Gebäudes zu.

Ich hämmerte mit der Faust ungestüm gegen die Tür. Maeve öffnete. Als sie mich sah, fuhr ihr ein lähmender Schock in die Glieder. Sie war verdammt sicher gewesen, mich nie mehr zu sehen. Sie hatte geglaubt, mich vernichtet zu haben. Kein Wunder also, daß sie fassungslos war, als sie mich gesund vor sich stehen sah. Ich nickte Suko zu.

Mein Freund stürzte sich auf das Mädchen. Er wollte sie packen. Maeve reagierte konfus. Sie stieß einen grollen Schrei aus, federte zurück und kreischte: »Rühr mich nicht an, Schlitzauge!«

»Ich habe dir ein Angebot gemacht, Maeve«, sagte ich hart. Ich trat ein und schloß die Tür hinter mir. »Erinnerst du dich? Du hast mich ausgelacht und abgelehnt. Das war ein Fehler. Jetzt brauche ich mich nicht mehr mit dir zu arrangieren, denn ich habe wieder die bessere

Position inne.«

»So? Glaubst du das wirklich, Sinclair?« höhnte die Hexe. Ihr Gesicht wurde giftgrün vor Wut. »Dann will ich dir jetzt mal beweisen, was du für ein lächerlicher Wurm gegen mich bist!«

Suko machte erneut zwei schnelle Schritte auf die Hexe zu.

Maeve entzog sich nochmals seinem Zugriff. Gleichzeitig plärrte sie Worte, die ich noch nie gehört hatte. Sie hörten sich schaurig an. Maeves Stimme war schrill, wurde krächzend und schließlich brüchig, und genauso, wie sich ihre Stimme wandelte, veränderte sich auch Maeve Eastons Aussehen.

Ihre Haut trocknete ein.

Ihr Gesicht überzog sich mit einer Vielzahl von Falten und Furchen. Die Wangen fielen ein. Der ganze Körper des hübschen Mädchens sank zusammen. Ein mächtiger Buckel wuchs ihr.

Sie hatte plötzlich klauenartige Finger, die knotig und gichtig aussahen. Von einer Sekunde zur anderen war aus dem bildschönen Mädchen eine häßliche Alte geworden.

Ich ahnte, daß wir nun zum erstenmal die wahre Maeve Easton vor uns hatten. So sah die Hexe tatsächlich aus. Das hübsche Mädchen, hinter dem sie sich verbarg, war lediglich eine hervorragende Tarnung.

Ihre knotigen Finger hielten einen schwarzen, etwa vierzig Zentimeter langen Stab. Sie zeichnete damit Symbole der Schwarzen Magie in die Luft. Es knisterte. Am Ende des Stabes zuckten Funken auf. Kleine Blitze rasten in den Boden, und in der nächsten Sekunde wuchs dort, wo die Blitze eingeschlagen hatten, ein widerliches Scheusal vor uns empor.

Es war blaugrau und schleimig. Ein klumpiges Wesen mit mehreren Armen und drei Augen, die uns feindselig anstarrten. Der Körper unseres gefährlichen Gegners veränderte sich ständig.

Die alte Hexe lachte kreischend.

»Was sagst du nun, Sinclair?« schrie sie. Und zu ihrem Geschöpf sagte sie fauchend: »Mach sie fertig! Töte die beiden! Hörst du? Töte sie! Sie dürfen dieses Haus nicht lebend verlassen!«

Der Scheußliche griff uns sofort an. Seine Bewegungen wirkten ungelenk und waren von einem unappetitlichen Schmatzen begleitet. Vermutlich genügte es, ihn zu berühren, und schon war man bis auf den Knochen verätzt.

Ich rief Suko eine Warnung zu. Der Chinese schaute sich um, entdeckte einen Besen, ergriff ihn und schlug zu.

Der Besen glitt in den schleimigen Körper. Wir vernahmen ein kurzes Zischen, und als Suko das Reinigungsgerät zurückriß, sahen wir, daß er nur noch den Stiel in seinen Händen hielt. Der Rest war im Leib des Dreiäugigen geblieben.

Maeve lachte darüber aus vollem Halse.

»Töte sie!« plärrte sie wieder. »Bring sie um! Sie sind unsere gefährlichsten Feinde!«

Der Vielarmige versuchte, Suko und mich gleichzeitig zu ergreifen. Ich sah Maeve. Die Hexe wollte fliehen. Sie war im Begriff, das Haus zu verlassen, dachte, sie könne sich auf das schleimige Wesen, das sie geschaffen hatte, vollends verlassen. Bei dem Klumpigen schienen wir tatsächlich gut aufgehoben zu sein. Aber so leicht sollte es Maeve nicht gelingen, sich abzusetzen.

Die glänzende Faust des Ungeheuers schnellte mir entgegen.

Ich duckte mich und rannte gleichzeitig los. Maeve hörte mich nicht kommen. Ich war mit langen Sätzen hinter ihr her, hoffte, daß Suko sich inzwischen die Bestie allein vom Leib halten konnte.

Die bucklige Alte erreichte die Hintertür. Sie wollte sie aufreißen, aber da war ich schon bei ihr. »Halt!« schrie ich. »So haben wir nicht gewettet, Maeve!« Ich versetzte der halb geöffneten Tür einen kräftigen Tritt.

Sie donnerte ins schloß, der Griff wurde der Hexe aus der Hand gerissen. Sie kreiselte fauchend herum, wollte ihren schwarzen Hexenstab gegen mich einsetzen. Ich handelte schneller als sie.

Ich schmetterte ihr den Hexenstab aus den knotigen Fingern. Das gefährliche Ding fiel klappernd auf den Boden. Ich bückte mich augenblicklich danach.

Als ich den Hexenstab aufhob stieß Maeve einen schrillen Entsetzensschrei aus. Für mich bedeutete das, daß ich eine unwahrscheinlich wirksame Waffe erbeutet hatte. Maeve torkelte mit schreckgeweiteten Augen zurück. Sie stieß mit ihrem mächtigen Buckel gegen die Wand und bibberte. Sie wimmerte und hob abwehrend die zitternden Hände vor ihr abstoßendes Gesicht.

Ich merkte, wie noch nie gefühlte Kräfte in meinen Körper strömten und meine Glieder durchpulsten. Mein Wille wurde zu einer gefährlichen Macht, die ich augenblicklich gegen Maeves Monster einsetzte.

Ich richtete den Hexenstab auf das Scheusal. Suko war in diesem Moment in Bedrängnis geraten. Die Bestie hatte ihn in die Enge getrieben. Vielleicht hatte der nächste Schlag des Scheusals meinen Freund schon vernichtet. Doch dazu kam es nicht mehr.

Der Schleimige erstarrte.

Suko glitt mit angespannten Zügen an ihm vorbei. Das Ungeheuer regte sich nicht, ließ den Hünen gehen. Ich war maßlos erregt. Mein heißes Blut brauste durch die Adern.

Ich wandte mich an Maeve. »Wir waren bei Roxano. Er war nicht in seinem Haus. Du weißt, wo er ist. Sag es uns!«

Die Hexe schwieg.

Ich trat auf sie zu und berührte sie mit ihrem Stab, dessen enorme Kraft nun mir gehorchte. Die Alte schrie gepeinigt auf. »Gnade!« wimmerte sie. »Gnade, Sinclair!«

»Rede!« befahl ich ihr hartherzig.

»Es gibt eine Insel im Atlantik. Klein und unscheinbar. Dorthin bringt der Seelenhändler seine Opfer. Dorthin bringt er heute auch Jill Grabowski und Jane Collins. Er hat ihnen ihre Seelen bereits entrissen. Er wird sie nun auf der Insel der Seelenlosen aussetzen – und ihre Seelen werden noch heute Nacht in die Hölle wandern.«

Maeve mußte mir die Lage der Insel haargenau beschreiben.

Ich merkte, wie sich meine Kopfhaut schmerzlich zusammenzog. Jill und Jane besaßen keine Seelen mehr. Würde es mir gelingen, ihre Seelen zurückzuholen? Konnte mir das überhaupt gelingen?

Heute Nacht!

Ich trat zurück. Es war keine Zeit zu verlieren. Mit harten Zügen blickte ich die gemeine Hexe, die meinen Tod gewollt hatte, an.

Sie fiel zeternd vor mir auf die Knie, doch ich ließ mich kein zweitesmal von ihr täuschen. All ihre Schwüre meinte sie nicht ernst. Sie wollte lediglich ihre Haut retten, um weiterhin als Braut des Satans Böses tun zu können.

Ich hatte kein Mitleid mit ihr.

Mit der Kraft meines Geistes setzte ich das schleimige Monster wieder in Bewegung. Mit patschenden, tappenden Schritten kam es auf Suko und mich zu.

Wir brauchten es jedoch nicht mehr zu fürchten. Es unterstand jetzt meiner Befehlsgewalt. Maeve wußte das. Deshalb ängstigte sie sich zu Tode. Ich brauchte kein Wort zu sagen.

Ich wies mit dem Hexenstab auf die kreischende, flennende Alte, und das Scheusal verrichtete an ihr jenes Werk, das es zuvor an uns verrichten wollte. Es breitete seine zahlreichen Arme aus und legte sich einfach über die Hexe. Sie tauchte in seinen schleimigen Körper ein und verging in ihm. Sobald der Klumpige getan hatte, wozu er aus den Dimensionen des Schreckens aufgetaucht war, kehrte er dorthin wieder zurück. Von Maeve war nichts mehr zu sehen. Der Platz, wo sie auf den Knien gelegen und um Gnade gewimmert hatte, war leer.

***

Das 5,5 Meter lange Motorboot, mit dem wir unterwegs waren – ein Modell Marathon V-515 –, tanzte mit Höchstgeschwindigkeit auf den nachtschwarzen Wellen. Immer wieder klatschten Wassermassen gegen den schlanken Kunststoffleib des Allzweck-Runabout. Suko hielt das Steuer fest in seinen Händen.

Er beobachtete ständig den beleuchteten Kompaß. Über die flache Windschutzscheibe flogen uns immer wieder Wasserfontänen ins

Gesicht. Unser Haar klebte naß am Kopf.

Ich setzte das Nachtglas an die Augen und suchte den Horizont ab. Noch war die Insel der Seelenlosen nicht zu erblicken. Einen Augenblick kamen mir Zweifel. Hatte uns Maeve die Wahrheit gesagt? Ich glaubte schon. In ihrer Situation lügt nicht einmal mehr eine so gerissene Hexe wie sie. Ich blickte auf meine Uhr. Es war elf.

Der Himmel war sternenklar. Die silberne Mondsichel erhellte die schicksalsschwere Nacht. Es war ein Wettrennen mit der Zeit. Heute Nacht sollten die Seelen ihren Weg in die Verdammnis antreten.

Vermutlich würde sie ein Höllenbote abholen.

Stand das noch bevor – oder war es bereits geschehen? Ich schluckte. Ich wollte nicht annehmen, daß sich, die Seelen bereits auf dem Weg in die Hölle befanden. Ich hoffte, daß wir die Insel noch rechtzeitig erreichen würden, um das Unheil von den unglücklichen Opfern abzuwenden.

Wenn wir zu spät kamen, konnten wir nichts mehr für diese bedauernswerten Menschen tun. Dann hatte ich Jane für immer verloren. Mein Herz krampfte sich bei diesem Gedanken schmerzhaft zusammen.

Wieder schaute ich durch das Nachtglas. Suko korrigierte den Kurs geringfügig. Immer noch tauchte die Insel nicht aus dem nachtschwarzen Ozean auf. Weder mein Freund noch ich sprachen ein Wort.

Wir hingen unseren schwermütigen Gedanken nach, und wir dachten gewiß beide dasselbe: Würde es uns noch gelingen, Roxanos Treiben zu unterbinden?

Ich griff nach dem Hexenstab, den ich in meinen Gürtel gesteckt hatte. Es genügte, ihn zu berühren, und schon faßte ich wieder neuen Mut. Und kurz darauf entdeckte ich die Insel.

Ich machte Suko darauf aufmerksam. Er nickte mit finsterer Miene. Wir fuhren bis auf eine Meile an die Insel heran, dann stellte Suko den Motor ab. Den Rest des Weges legten wir rudernd zurück.

Punkt Mitternacht gingen wir an Land. Meine Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Wir befanden uns auf der Insel der Seelenlosen. Ein eigenartiges Gefühl war das.

»Vorsicht!« warnte ich meinen Freund, der sogleich losstürmen wollte. »Kann sein, daß die Insel magisch abgesichert ist.«

Sie war es tatsächlich. Wir bemerkten es in der nächsten Sekunde. Zischend schossen zwei brennende Teufel aus dem Boden, die meinen Freund sofort attackierten.

Ich riß hastig den erbeuteten Hexenstab aus meinem Gürtel, richtete ihn auf die brennenden Gestalten und brachte sie auf diese Weise zum Erlöschen. »laß mich vorgehen«, sagte ich zu Suko, und er hatte gegen meinen Wunsch nichts einzuwenden.

Wir eilten einen schmalen Pfad entlang. Er stieg steil an. Im Zickzack ging es durch einen dunklen Wald. Es kam zu keinen weiteren Zwischenfällen mehr. Bald blieb der Wald hinter uns, und wir blickten von einem Hügel in eine Senke, in deren Mitte ein Blockhaus stand.

Licht fiel aus den Fenstern.

Suko und ich eilten den Hügel hinunter. Unsere Schritte wurden von dem weichen Grasboden verschluckt.

»John!« raunte mir der Chinese plötzlich zu. Er wies mit der ausgestreckten Hand auf eine Gruppe von Gestalten, die auf dem Boden hockten und sich nicht rührten. Ihre Körper waren transparent.

»Roxanos Opfer!« knirschte ich.

»Dann müssen auch Jill Grabowski und Jane dabei sein«, stieß Suko hervor. »Bestimmt«, sagte ich.

»Wollen wir zu ihnen…«

Ich schüttelte den Kopf. »Wozu? Wir können im Augenblick nichts für sie tun. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Wir müssen uns erst einmal Roxano kaufen. Er muß uns sagen, wo sich die Seelen seiner unglücklichen Opfer befinden.«

Schweigend eilten wir weiter. Die Seelenlosen beachteten uns nicht, obwohl wir nahe an ihnen vorbeikamen.

Sie schienen nicht mehr Anteil zu nehmen am Leben dieser Welt.

Noch zwanzig Meter bis zum Blockhaus. Suko und ich verständigten uns mit einem einzigen Blick. Es waren keine Worte nötig. Wir wußten, wie wir gegen den verdammten Seelenhändler vorgehen würden.

Ich warf einen Blick durch das Fenster, als wir beim Blockhaus angekommen waren. Eine Eishand faßte nach meinem Herz, als ich sah, was der Seelenhändler, der sich allein im Haus befand, machte.

Er zählte Geld!

Das Geschäft war also bereits gelaufen. Zu spät! Was wir verhindern wollten, war bereits über die Bühne gegangen. Ich hatte plötzlich ein schreckliches Würgen im Hals.

Es war alles aus.

Wir konnten für die Unglücklichen nichts mehr tun!

***

Die Tür flog auf. Sie krachte gegen die Wand. Ich hatte ihr einen wütenden Tritt gegeben. Roxano schnellte von seinem Stuhl mit einem heiseren Schrei hoch. Suko stürmte an mir vorbei.

Der Seelenhändler griff nach seiner Pistole. Er konnte sie zwar herausreißen, aber keinen Schuß abfeuern, denn Suko war wie der Blitz bei ihm und drosch ihm seine Karatefaust ins Gesicht.

Roxano flog zurück und riß zwei Stühle um. Die Pistole entfiel seiner Hand. Suko machte seinen Gegner blitzschnell kampfunfähig. Roxano

fiel mehrmals auf die Knie, kam dann nicht mehr hoch.
Seine Augen traten weit aus den Höhlen. »Aufhören!« brüllte er entsetzt. »Hören Sie auf! Sie bringen mich um!«
»Nun übertreib nicht gleich«, schnaubte der Hüne.
Ich eilte zu Roxano und beugte mich zu ihm hinunter. Sein Gesicht war aufgequollen. Blut sickerte aus der Nase.
Ich merkte, daß er mich in Trance versetzen wollte, entkräftete seinen zwingenden Blick jedoch mit dem Hexenstab.
»Hör zu, Freundchen«, zischte ich dann. »Der Chinese verpaßt dir eine Zugabe, wenn du uns nicht augenblicklich sagst, wo sich die Seelen deiner Opfer befinden!« Roxano preßte die Lippen fest aufeinander. Er wollte nicht reden. Suko baute sich drohend vor Roxano auf.
Roxano heulte.
»Wo sind die Seelen?« schrie ich den widerlichen Kerl an.
»Zu spät! Ich habe sie bereits verkauft! Ein Bote hat sie abgeholt! Ihr könnt sie nicht mehr retten!«
»Wo sind sie?«
»Sie befinden sich auf dem Weg zu einem transzendentalen Tor. Sie werden es in Kürze erreicht haben.«
»Wo ist dieses Tor?« fragte ich hastig.
»Im Norden. Am Ende der Insel. Dort werden die Seelen Eingang in die Hölle finden! Ihr könnt nichts mehr für sie tun!«
»Du bleibst hier und paßt auf ihn auf!« sagte ich zu Suko, und knurrend fügte ich hinzu, während ich Roxano durchdringend anstarrte. »Gnade dir Gott, wenn ich es nicht mehr schaffe, die Seelen vor dem Verderben zu retten!«

***

Den größten Teil der Strecke legte ich im Lauftempo zurück. Meine Schweißdrüsen hatten noch nie so viel zu tun gehabt. Ich kämpfte verbissen um den Erfolg, den ich so dringend brauchte. Für Jane Collins – und für all die anderen Unglücklichen, die verloren waren, wenn es mir nicht gelang, das Unheil, das wie ein Damoklesschwert über ihnen hing, in letzter Minute noch abzuwenden.
Meine Lungen brannten wie Feuer. Meine Seiten stachen. Ich rannte mit schmerz verzerrtem Gesicht weiter. Ich durfte nicht aufgeben. Ich durfte nicht schlappmachen. Ich mußte durchhalten.
Für Jane.
Für Jill Grabowski… und wie die anderen alle heißen mochten.
Ich lief, lief, lief. Immer nach Norden. Die verdammte Insel schien zur Größe eines Erdteils angewachsen zu sein. Wie weit war es noch bis zu ihrem Ende?
Büsche. Ich warf mich keuchend hinein. Seit langem hatte ich

meinem Körper nicht mehr so viel abverlangt. Ich verlangte ihm das allerletzte ab, denn es stand verflucht viel auf dem Spiel.

Dornen kratzten mich. Zweige geißelten mein Gesicht. Wurzeln brachten mich zu Fall. Dreck knirschte zwischen meinen Zähnen. Ich kämpfte mich wieder hoch, wankte weiter.

Nicht aufgeben! Nur nicht aufgeben! hämmerte es in meinem Schädel, der mir zu zerspringen drohte. Ich konnte nicht mehr laufen, war zu erschöpft, versuchte wenigstens, so schnell wie möglich zu gehen.

Plötzlich hörte ich das Meer rauschen.

Das Ende! Das war das nördliche Ende der Insel! Aber wo waren die Seelen? Ich sah in der Ferne ein geisterhaftes Flimmern. Es glich einer Lichtkugel, die einen halben Meter über der Erde schwebte.

Das mußte das transzendentale Tor sein, von dem Roxano gesprochen hatte. Das Tor, durch das die Seelen in die Hölle gelangen würden…

Oder hatten sie es bereits durchschritten?

Fiebernd suchte ich das Ufer der Insel ab, und dabei machte ich eine Entdeckung, die mich noch einmal hoffen ließ. Trübe, durchscheinende Schwaden trieben auf das transzendentale Tor zu.

Die Seelen!

Sie waren nicht allein. Der Bote aus dem Jenseits war bei ihnen. Jetzt hörte ich ihn schreien: »Vorwärts! Verdammt noch mal, schneller, ihr faulen Typen! Macht, daß ihr weiterkommt!«

Ein Gestrüpp verdeckte ihn. Doch einen Augenblick später erblickte ich ihn. Er war schaurig anzusehen. Ein bleicher, hoch gewachsener Knochenmann, der auf einem skelettierten Pferd saß. Er hatte eine Lanze unter seinen Arm geklemmt. Sie glühte, und er stach damit immer wieder auf die ächzenden Seelen ein.

»Vorwärts!« brüllte er. »Schneller! Schneller! Der Höllenfürst erwartet euch!« Er wird sie nicht kriegen! dachte ich grimmig.

Die ersten Seelen waren noch etwa fünfzehn Meter von jener flimmernden Kugel entfernt. Sie durften das Höllentor nicht durchschreiten, sonst gab es kein Zurück mehr für sie, sie wären rettungslos verloren gewesen.

»Weiter!« schrie der Bote aus der Hölle. »Macht schon, ihr verdammtes Pack!«

Ich riß den Hexenstab aus meinem Gürtel. Seine übernatürliche Kraft verjagte die bleierne Müdigkeit aus meinen Gliedern. Ich rannte zum Ufer hinunter. Die erste Seele erreichte in diesem Augenblick das transzendentale Tor.

»Halt!« rief ich, so laut ich konnte. Gleichzeitig richtete ich den Hexenstab auf die flimmernde Kugel und schrie einen Bannspruch, mit dem ich eine Wirkung erzielte, die mich verblüffte.

Der flimmernde Ball zerplatzte mit einem schrillen Geräusch. Das Tor ins Jenseits war geschlossen. Als der Höllenbote das sah, stieß er einen derben Fluch aus.

Er riß seinen knöchernen Klepper herum und kam auf mich zugesprengt. Er schrie, kreischte und heulte. Er senkte die glühende Lanze, mit der er mich durchbohren wollte.

Klappernd kam der Knochenmann auf mich zu. Ich zeichnete mit dem Hexenstab ein Pentagramm in die Luft. Der Drudenfuß stand leuchtend vor mir. Jede einzelne Linie strahlte so hell, daß ich davon fast geblendet war.

Ich sah die rot glühende Lanze auf mich zurasen, regte mich nicht, wartete eiskalt ab. Erst im allerletzten Moment warf ich mich mit einer geschmeidigen Bewegung zur Seite.

Der Höllenbote stach mit seiner Glutlanze mitten in das Pentagramm. Daraufhin schmolz die Waffe zischend, und ihr Ende wurde dem Skelettreiter kraftvoll aus dem Arm geprellt.

Dabei verlor er das Gleichgewicht. Er fiel von seiner Schindmähre die gegen den leuchtenden Drudenfuß prallte, grell aufwieherte, sich zuckend aufbäumte und sich mit dem Erlöschen des Pentagramms von einer Sekunde zur anderen auflöste.

Der Knochenreiter sprang mit einem weithin hörbaren Wutgeheul auf die bleichen Skelettbeine. Er raste knarrend und klappernd auf mich zu. Seine Knochenhände schossen auf meine Kehle zu.

Ich schlug mit dem Hexenstab um mich. Getroffen brüllte mein Gegner auf. Ich setzte nach, als seine Arme nach unten zuckten. Der Hexenstab landete mehrmals kurz hintereinander auf dem Totenschädel meines Gegners.

Er war meinen ungestümen Angriffen nicht gewachsen und ging beim nächsten Treffer in die Knie.

Heute weiß ich, daß ich damals einen Fehler gemacht hatte, aber ich hatte mir in der kurzen Zeit keine Taktik zurechtlegen können.

Jetzt lag der Höllenbote auf dem Rücken und war mir ausgeliefert.

Mehr glaubte ich, vom Schicksal nicht verlangen zu können. Nun mußte ich den Höllenboten für immer vernichten. Wie einen Dolch griff ich den Hexenstab und stach zu.

Sein Todeskampf währte nur wenige Augenblicke, dann war es vorbei mit ihm. Als er sich vor meinen Augen in gelb dampfende Schwaden auflöste, die der Wind erfaßte und auseinander riß, atmete ich erleichtert auf.

Erst danach bemerkte ich, daß sich mit dem Höllenboten auch der schwarze Hexenstab aufgelöst hatte. Ich hätte mich von ihm nicht trennen sollen. Er wäre eine äußerst brauchbare Waffe gegen meine zahlreichen Feinde gewesen.

Wenn der Hexenstab in meinem Besitz geblieben wäre, hätte ich die

Reihen meiner Gegner noch wirksamer als bisher lichten können. Aber Maeves Stab war verschwunden. Daran war nun leider nichts mehr zu ändern.

Ich erhob mich.

Als ich die Seelen der unglücklichen Opfer von Roxano auf mich zukommen sah, war mir klar, daß ich trotz allem nichts zu bereuen hatte. Mir war ein beispielloser Sieg über die Mächte des Bösen geglückt.

Ich hatte allen Grund, mich darüber zu freuen.

***

Ich brachte die Seelen zu jener Senke zurück, in der Roxanos Opfer immer noch teilnahmslos auf dem Boden hockten. Es kam zur Wiedervereinigung von Körper und Seele. Die beseelten Leiber verloren ihre Transparenz.

Sie erhoben sich.

Jane Collins erblickte mich und kam mit behutsam gesetzten Schritten auf mich zu, Sie war für mich schöner als je zuvor. Die Freude darüber, sie gerettet zu haben, schnürte mir, dem harten Geisterjäger, die Kehle zu.

Ich nahm sie in meine Arme. Sie sank an meine Brust, seufzte und sagte leise: »Danke, John. Ich danke dir im Namen aller, die du gerettet hast.«

Suko schleppte Roxano aus dem Blockhaus. Der Mann klapperte vor Angst mit den Zähnen. Wie eine drohende Wand schoben sich seine Opfer auf ihn zu. Suko ließ den Seelenhändler los.

Er kam zu uns. Jane drückte ihm dankbar die Hand.

»Sinclair!« plärrte im Hintergrund Roxano. »Oberinspektor Sinclair! Ich verspreche Ihnen, nie wieder mit der Hölle Geschäfte zu machen? Ich sehe ein, daß ich mich an den Seelen meiner Mitmenschen niemals hatte vergreifen dürfen! Ich war habgierig und gewinnsüchtig! Aber ich werde mich ändern! Geben Sie mir eine Chance, Sinclair! Halten Sie diese Leute zurück! Ich flehe Sie an, stehen Sie mir bei.«

Die Menschen, die ihre Seele wiederbekommen hatten, hatten Roxano fast erreicht. »Sinclair, wenn Sie mir nicht helfen, werden diese Leute mich umbringen!« schrie Roxano. »Sie sind Polizeibeamter! Sie dürfen das nicht zulassen! Ich verlange Ihren Schutz! Sie dürfen ihn mir nicht verweigern! Meinetwegen stellen Sie mich vor Gericht, aber sehen Sie nicht tatenlos zu, wie diese Leute mich umbringen!«

Die Opfer des Seelenhändlers griffen nach ihm.

Der Mann kreischte auf und schlug wie von Sinnen um sich.

»Komm, Suko!« sagte ich. »Roxano soll seiner gerechten Strafe nicht entgehen! Aber er soll keiner Lynchjustiz zum Opfer fallen!«

Der Chinese und ich eilten auf die etwa dreißig Personen zu.
»Sinclair!« plärrte Roxano. »Wo bleiben Sie? Warum helfen Sie mir nicht?«
Wir erreichten die Leute. »Aufhören!« schrie ich. »Laßt ihn in Ruhe!«
»Wenn diese Leute mich umbringen, machen Sie sich mitschuldig!« heulte Roxano. Der Seelenhändler wurde von mehreren Armen gepackt. Suko und ich kämpften uns durch die Menge.
»Laßt ab von dem Mann, Leute!« schrie ich atemlos. »Macht euch die Finger an ihm nicht schmutzig. Er ist das nicht wert!«
Sie hörten nicht auf mich. Sie stellten sich mir in den Weg. Ein großer, schlanker Mann knurrte mich mit finsterer Miene an: »Halten Sie sich da raus, Oberinspektor.«
»Das kann ich nicht.«
»Zwingen Sie uns nicht. Hand an Sie zu legen!«
»Zum Teufel, habt ihr vergessen, was ich für euch getan habe?« schrie ich den Mann aufgebracht an.
»Nein, Oberinspektor. Das haben wir nicht vergessen, und wir sind Ihnen dafür dankbar.«
»Dann beweist es, verdammt noch mal. Beweist es, indem ihr diesen Mann in Ruhe laßt!«
»Das ist unmöglich. Was er getan hat, muß mit dem Tode bestraft werden!«
Ich ballte die Fäuste. »Gehen Sie mir aus dem Weg, Mann!«
Der Große wich keinen Schritt zur Seite.
»Sinclair!« kreischte der Seelenhändler. »Stehen Sie mir bei! Um alles in der Welt beschützen Sie mich vor dieser rasenden Meute!« Zwei oder drei Männer rissen Roxano hoch und trugen ihn fort.
Der Seelenhändler brüllte aus Leibeskräften. Ein vierter Mann packte zu. Sie schleppten ihn fort. Ich konnte es nicht verhindern. Auch Suko konnte nichts für Roxano tun. Wir versuchten zwar, die Wand aus Menschenleibern, die uns umgab, zu durchbrechen, doch viele Arme ergriffen uns, legten sich wie Klammern um uns, beeinträchtigten unsere Bewegungsfreiheit, ließen uns keinen Spielraum für Arme und Beine.
Wir hörten Roxano brüllen.
»Leute, so nehmt doch Vernunft an!« schrie ich. »Was da geschieht, ist Mord! Niemand hat das Recht, seinem Mitmenschen das Leben zu nehmen!« rief ich, doch was immer ich auch vorbrachte, es fruchtete nicht. Roxano wurde von den vier Männern zu den steil abfallenden Klippen geschleppt.
Endlich gelang es Suko und mir, die Wand der Menschenleiber zu durchbrechen, Wir hatten uns hierzu die schwächste Stelle des Ringes ausgesucht. Ein grauhaariger Mann und ein junges Mädchen flogen zur Seite. Ich strauchelte und fiel, rollte mich ab, und kam auf die

Beine. Ehe sie mich wieder fassen konnten, hetzte ich los, den Hügel hinauf, hinter Suko her. Schnell holte ich seinen Vorsprung auf. Fast zur gleichen Zeit erreichten wir die Klippen und die vier Männer, die ihr Opfer fest umklammert hielten. »Ich habe für eure Gefühle Verständnis, aber einen Mord lasse ich nicht zu. Ihr werdet euch für die Tat vor Gericht verantworten müssen. Lange Jahre werdet ihr hinter kahlen Gefängnismauern sitzen. Dort wird euch ein Licht aufgehen, was ihr falsch gemacht habt. Wollt ihr es euren Frauen zumuten, allein zu leben?«

Sie waren unsicher geworden. Nur einer der vier Männer versuchte, die anderen zu der Gewalttat zu überreden.

Gerade wollte ich mir den Unbelehrbaren vornehmen, da kam ein Mädchen atemlos zu uns. Ich erkannte sie. Suko und ich hatten sie beim Ausbruch aus dem Menschenring beiseite gestoßen. Sie stürzte. Suko half ihr wieder auf die Beine.

Mit zitternder Stimme schrie sie. »Macht euch nicht unglücklich! Ihr dürft ihn nicht töten. Macht euch nicht zu Mördern! Ihr werdet es…«

Das blonde Mädchen sank ohnmächtig in Sukos Arme. Ich fühlte ihren Puls. Aufgeregt umstanden uns die vier Männer. »Ist sie tot?« wollte einer wissen.

Erleichtert hörte er meine Antwort: »Nein.«

Der Anblick der Blonden hatte den Hass der Männer verfliegen lassen.

Sie sahen sich kurz an.

»Okay, Sinclair, Sie haben gewonnen«, meinte der Schwarzhaarige mit ruhiger Stimme.

Ihnen war klar geworden, daß ich mit diesem Sieg alle vier vor ihrem eigenen Unglück bewahrt hatte.

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 12 »Lebendig begraben«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 1 »Im Nachtclub der Vampire«
[3]Siehe John Sinclair Nr. 8 »Der Vulkanteufel von Hawaii«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 5 »Der Mörder mit dem Januskopf«